

fast
woanders

Der Tod ihrer Tante kam gelegen. Auch sie wollte gehen. Ihr Leben für einen kurzen Moment hinter sich lassen. Für einen Urlaub fehlte das Geld und in ihrem Gewissen hätte sie ohnehin all das mitgenommen, was sie doch verlassen wollte. Die Beerdigung bot – so zynisch das auch klingen mag – einen Ausweg aus diesem Dilemma. Nichts ist wichtiger als einen verstorbenen Menschen zu Grabe zu tragen. Darin sind sich gesellschaftliche Norm und eigenes Gefühl ausnahmsweise einmal einig. Eine selten so zu findende Kongruenz in einer Welt der mehrseitigen To-do-Listen, die erst dann erledigt sind, wenn man es selbst ist. Nach dem Tod kann man nichts mehr aus sich machen. Dann geht es darum, wer man war. Adjektive wie effizient und zielorientiert scheinen auf einmal wenig geeignet und noch weniger erstrebenswert zur Beschreibung einer Person und der schönsten Ereignisse ihres Lebens. Für einen Moment beendet der Tod also nicht nur die Selbstopтимierung des Verstorbenen, sondern unterbricht auch die der Anderen. Es ist ihr Sterben, was uns ins Leben zurückholt. Plötzlich beginnen wir alle darüber nachzudenken, wer wir sind, wer uns wichtig ist und wer oder was Teil dessen sein sollte, was man irgendwann einmal gewesen sein wird. Die To-do-Liste ändert sich. Einige Posten werden gestrichen, andere sind verstrichen. Und so manche Deadline fühlt sich im Angesicht des wirklichen Todes nicht mehr so lebensbedrohlich an. Eigentlich wissen wir das doch. Wir gedenken unseren Mitmenschen doch nicht danach wie pünktlich sie ihre Steuererklärung eingereicht haben. Nein, es ist das freche, laute Lachen ihrer Tante, was sie hört, wenn sie an sie denkt. Auch wenn sie sie nicht gut kannte, glaubte sie zu wissen, dass sie jemand war, der wusste wie man ein gutes Leben führt.

Ihr Gehen brachte nun auch sie in Bewegung. Sie nahm den Nachtzug. In ihrer Vorstellung hatte ein Nachtzug in die Schweiz mit Thomas Mann zu tun. Romantisch intensiv. Detailliert. Feinfaseriges Empfinden. Raum und Zeit für beobachtende Langsamkeit. Stundenlang. Hatte sie überhaupt ein Buch dabei gehabt? Vielleicht Kästners *Fabian*. Sie hatte also Berlin in der Tasche. Irgendwie nimmt man eben immer mit, was man verlässt. Aber sicher ist sie sich nicht mehr. Die Erinnerung ist dunkel.

Auch im Zug hatte sich die Dunkelheit ausgebreitet. Abgesehen von dem Licht am Ende ihres Tunnelblicks. Auf das Smartphone, das eine Gratulation nach der anderen zu verkünden hatte. Tinder meldet: »Congratulations you have a new match«. Der Matsch der Großstadt. Sie war froh ihn hinter sich zu lassen. Im Sumpf der unerfüllten Liebe wackelten nun also aufgeregt die Schwänzchen der Kaulquappen. Ihr war das so egal. Mit jedem zurückgelegten Meter fühlte sie die Befreiung der Distanz. Frösche küssen war ohnehin eine ziemlich eklige Angelegenheit. Der Prinz sollte sich zukünftig bitte direkt als solcher zu erkennen geben. Die aufwendigen Metamorphose-Prozesse könne er auch alleine vollziehen. Sie hatte dafür keine Zeit mehr. Es war ihr zu ermüdend. Sie schlief.

Basel. Sie erwachte. Es war viel zu früh. Viel zu grau. Und es regnete. Diese Stadt bot sich ihr dar, wie sie es die letzten beiden Male getan hatte. Kalt, hässlich und trist. Das erste Mal war sie ebenfalls mit dem Zug gekommen. Noch früher. Müde und frierend hatte sie ein Café gesucht. Ihre Reise war lang gewesen, wenn man es überhaupt eine Reise nennen konnte. Wohl eher eine Flucht. Auch damals wollte sie vor allem weg. Es war der erste Sommer, den sie ohne ihn verbringen würde. Zu lange hatte sie davon geträumt gemeinsam mit ihm die Welt zu entdecken. Er wollte das nicht. Jetzt stand er ihr nicht mehr im Weg und sie alleine da. Es musste etwas passieren. Die ersten zwei Wochen verbrachte sie bei einer Freundin, die sich auf einem spanischen Weingut niedergelassen hatte. Es reichte nicht. Sie wollte nicht nach Hause. Sie wollte weiter. Hauptsache unterwegs. Hauptsache sie bewegte sich. Sie hatte einen Nachtbus von Valencia nach Barcelona genommen, war dann mit einem anderen Bus zu einem trostlosen Ryanair-Flughafen nach Girona gefahren, hatte einen Flug nach Bremen und dann einen Zug nach Braunschweig genommen. Die Anstrengung befreite sie auf eine seltsame Art, gab sie schließlich ihrem Gefühl der Erschöpfung

einen erklärbaren Grund. Sie stellte ihr Gepäck in ihr Zimmer und blickte auf die Möbel, die ihr fremd vorkamen. »Lass uns nach Berlin fahren.« hatte ihre Mitbewohnerin gesagt. »Auf geht's. Da ist ne Ausstellungseröffnung.« Sie nahm also ihr Gepäck wieder in die Hand, stieg ins Auto und blickte aus dem Fenster. In einer leeren Wohnung im Wedding hatten ein paar Kunststudenten ihre Arbeiten – so gut es die Räumlichkeiten eben zuließen – inszeniert. Die Mische war alle und es gab nur noch Vodka in Pappbechern. Die überfüllte Wohnung begann anstrengend zu werden. Noch anstrengender waren die Selbstinszenierungen einzelner Gäste. Exzentrik war gewohnt überpräsent und kippte in die absehbare Aggression, wie sie diese Situationen wiederholter Einzigartigkeit eben hervorbringen.

Am nächsten Morgen stand sie vor einem McDonalds. Den Daumen nach oben. »Nach Hamburg?«, fragte er aus einem älteren, blauen VW Golf. »Nach Hamburg.« Beide stellten fest, dass sie das normalerweise nicht tun. Sie genoss, seine wundervolle Stimme und seine besondere Art zu erzählen. Es gefiel ihr, ihm einfach zuzuhören. Der charmante Mann war in Schweden geboren, hatte Politik studiert, war gerade erst nach Berlin gezogen und irgendwie noch nicht so richtig angekommen. So wie Einige des Thalia-Ensembles war er Ulrich Khuon an das Deutsche Theater gefolgt. Sie waren noch nicht einmal auf die Autobahn aufgefahren, da fühlte sie sich ihm schon so verbunden als würden sie gerade gemeinsam eine Reise machen. Es war viel Verkehr und er bemerkte nicht, dass sie ihn ansah. Dann fragte sie ihn nach seiner Narbe am Hals. Ein Requisitenfehler am Wiener Burgtheater. Fast hätte er sich als Mortimer wirklich die Kehle durchgeschnitten. Sie war glücklich, Maria Stuart war eines der wenigen Dinge, die sie gelesen hatte. Sie konnte sich zwar nicht mehr genau daran erinnern, wusste aber noch, dass sie der Gedanke beeindruckt hatte, Freiheit läge in der Annahme der Gegebenheit, nicht in einem Kampf. Maria Stuart war eine würdevolle Frau. Auch in Gefangenschaft. Die Idee, dass Würde einem nicht weggenommen werden konnte, hatte sie fasziniert. Plötzlich war die Fahrt vorbei. An einer Ampel sprang sie hastig aus dem Auto. Eine Haltemöglichkeit gab es nicht. »Danke Dir. Alles Gute.«

Sie stieg die Treppen hinauf zum S-Bahn-Gleis und setzte sich in die nächste Bahn nach Rissen, einem Hamburger Elbvorort in der Nähe von Blankenese. Aber eben doch knapp daneben. Hier sollte sie übernachten. In einem Haus, dessen Bewohner bemüht waren, was ihnen an Intellekt mangelte, mit Geld zu ersetzen. Nette Leute. Zufriedene Leute. Leute, die sich ausgesprochen freuen konnten über die Besonderheit von Dingen, die eigentlich nicht so besonders waren. Und es war gerade diese Freude an den Dingen, die die feine Linie zwischen Rissen und Blankenese zog. Stolz bereiteten sie Antipasti zu. Eigentlich beneidenswert. Es war anmaßend und eingebildet, dass sie so darüber dachte. Sie wusste das. Dennoch lösten Reihenhäuser bei ihr eine aggressive Abscheu aus, die ihr zu verbergen nur selten gelang. Vielleicht war es auch eine Doppelhaushälfte. Aber welchen Unterschied machte das schon. Diese Differenzierung fand sie ohnehin kleinlich, handelte es sich doch bei beidem um den Form gewordenen Kompromiss, der das Scheitern am angestrebten bürgerlichen Ideal nur allzu sichtbar machte. Der leichtfertige Verzicht auf Ästhetik zugunsten der Tatsache ein Haus zu besitzen, widerte sie an. Anyway. Ihrer Freundin war es in diesem Haus immer sehr gut gegangen und sie beneidete die Geborgenheit, die sie darin zu finden wusste.

Ein paar Nudeln mit Gorgonzolasoße später, machten sie sich auf den Weg in den Kunstverein St. Pauli. Reeperbahn 83. Zwischen einem 24-Stunden Edeka und einem verschlossenen Rollgitter wies ein kleiner Sticker mit dem typischen St. Pauli Totenkopf auf einer schmalen Metalltür darauf hin, dass sie richtig waren. Klingeln, Passwort sagen, reinspaziert. In einer leeren Wohnung hatten ein paar junge Künstler ihre Arbeiten – so gut es die Räumlichkeiten eben zuließen – inszeniert. Die Mische war alle und es gab nur noch Vodka in Pappbechern. Die überfüllte Wohnung begann anstrengend zu werden. Noch anstrengender waren die Selbstinszenierungen einzelner Gäste. Exzentrik war gewohnt überpräsent und kippte in die absehbare Aggression, wie sie diese

Situationen wiederholter Einzigartigkeit eben hervorbringen. Ihre Affäre, ein großer junger Künstler mit der Fähigkeit sich rar und interessant zu machen, machte sich rar und interessant. Der Gang zur Toilette war durch ein paar badende Kokser unmöglich geworden und durch den Türschlitz begann langsam das Wasser zu fließen. Zeit zu gehen. Pudelclub. Fischmarkt. Dann die S-Bahn zurück ins Kleinbürgeridyll. Sie schliefen lange. Um 23 Uhr stieg sie in den Nachtzug nach Basel, fand in der ersten Klasse Platz, breitete ihren Schlafsack aus, legte sich auf den Boden und schlief.

Wie gesagt, es war kalt, hässlich und trist. Allein war sie nun nicht mehr. In der Nacht hatte sie Begleitung bekommen. In Karlsruhe zugestiegen, so gegen 3 Uhr. Eine Konferenz zu einem Thema an das sie sich schon kurze Zeit später nicht mehr erinnern sollte, erwartete die Beiden. Sie waren vor allem gekommen, um W. J. T. Mitchell zu sehen, der in seinem Vortrag eine »Weltpremiere« zeigte. Es handelte sich um das Video eines palästinensischen Künstlers, das aus der Vogelperspektive marschierende Soldaten zeigte. Genau dieses Video hatte sie einen Monat zuvor bereits gesehen. In der Westbank. Den Künstler zu kennen und die Arbeit zu kennen, machte sie für einen kurzen Moment stolz. (Wen und was man alles kennt, war in diesen Szenen ja enorm wichtig.) Schnell wurde ihr allerdings bewusst, dass das im Wesentlichen bedeutete, dass ihr gerade jemand etwas sagte, was sie ohnehin schon wusste. Nur dass es eben jemand war, der den Status hat, jenes, was sie ohnehin schon wusste, legitim und wertvoll erscheinen zu lassen. Dabei hätte sie doch so gern noch etwas Neues erfahren.

Am Abend war das anders. Es fiel ihr schwer mit ihrem Wissen mitzuhalten. Die Dame, die sie in ihren überwältigend geschmackvollen Wohnräumen beherbergen sollte, strapazierte mit ihrer zuvorkommenden Höflichkeit ein bisschen die Dankbarkeit ihrer Gäste. Der Tisch war stilvoll gedeckt, die Zutaten von ausgezeichneter Qualität und das Ergebnis herausragend zubereitet. Die Professorin für Design setzte einen hohen Standard für geselliges Miteinander und es kostete sie etwas Mühe, dem gerecht zu werden. Jeder Gang wurde mit einem gut gewählten Wein begleitet und die Gespräche zeugten von intensiver Beschäftigung mit Kultur. Die Tatsache, dass sie diese Frau eigentlich gar nicht kannte und sie lediglich die Mutter eines Bekannten ihrer Begleiterin war, die in ihrem schönen Fachwerkhaus am Rheinufer freundlicherweise einen Schlafplatz zur Verfügung stellen konnte und der Aufwand, den sie betrieben hatte, standen in keiner Relation. Es war unangemessen und erinnerte sie an einen Benimmratgeber aus den späten 50er Jahren, den ihr ihre Mutter geschenkt hatte und der eine Reihe illustrier Beispiele mangelnden Benehmens zeigte. Darin fand sich auch das Foto einer Frau, die in einem viel zu pompösen Ballkleid Gäste in ihrem Haus empfängt und daran erinnern sollte, dass das richtige Maß guten Stil ausmachte. Demnach hätte sie den Abend auch als unhöflichen Gestus betrachten können, aber sie war ja nicht in den späten 50er Jahren. Außerdem wurde bald klar, dass es die Dame sehr genoss, eine herausragende Gastgeberin zu sein und vermutlich nur selten Gelegenheit dazu fand, was dem Ganzen einen anderen Beigeschmack gab und bei ihr ein sanftes Mitgefühl für die subtil zu spürende Einsamkeit auslöste.

Das nächste Mal jedoch – wieder viel zu früh, wieder viel zu grau, wieder am Regnen – war sie mit dem Flugzeug in Basel gelandet. Um 15 Uhr wollte sie weiter nach Zürich. Zwei Stunden lief sie planlos durch den Regen. Dann hatte endlich das erste Museum geöffnet. Sie ging also ins Museum. Obwohl sie gar nicht unbedingt in ein Museum wollte, aber es schien ihr eine Beschäftigung zu sein, bei der sie vor dem Regen geschützt war, ihre Ruhe hatte und ihr Gepäck abgeben konnte. Im angeschlossenen Shop kaufte sie eine Postkarte von Joseph Beuys auf der stand: »Hiermit trete ich aus der Kunst aus.« Den Rest des Tages fragte sie sich, ob das eigentlich möglich war. Ob man in Kunst ein- und austreten konnte. Konnte man die Kunst einfach so an den Nagel hängen? Hatte sich die Kunst nicht auch diesen Gestus längst einverleibt?

Als sie in Zürich ankam, hatte sie darauf immer noch keine Antwort gefunden, dafür vier von den fünf Broten, die sie sich zum Überleben in der Schweiz geschmiert hatte. Sie hatte tatsächlich befürchtet zu verhungern. Nicht etwa aus demselben Grund wie ihn vielleicht Mark Twain hätte haben können, dessen abfällige Beschreibungen einer von Armut und Rückständigkeit gezeichneten Schweiz heute nahezu absurd wirken. Nein, ihre Sorge gründete im Gegenteil. Sie befürchtete ihr gesamtes Reisebudget für ein Käsebrod ausgeben zu müssen, noch bevor sie ihr Ziel erreicht hätte. Schon absurd, dass so ein bisschen Zeit aus einem Ort einen ganz anderen gemacht hatte. Auch die Brote hatten sich in der Kürze bereits sichtlich verändert und waren dem Anlass nicht mehr wirklich würdig. Mit der Freundin, die am Zürcher Bahnhof auf sie wartete, hatte sie sonst immer so köstlich gegessen. Meist auf dem Balkon ihres Hauses in Ramallah. Die beiden hatten sich seither nicht gesehen. Also nicht ohne die Einfrierstills, die ihnen Skype aufgrund schlechter Internetverbindungen beschert hatte.

Es war wie immer. Also fast. Der Balkon war kleiner, das Wetter sehr viel schlechter. Es war kalt und trotzdem fühlte sie sich sofort zu Hause. Die beiden hatten diese Art von Beziehung, die es schaffte, die sonst so mächtigen Daseinsfaktoren Zeit und Raum nichtige Randerscheinungen werden zu lassen. Das war selten. Und wertvoll. Es beruhigte sie, solche Menschen an ihrer Seite zu wissen, auch wenn diese Seite mehrere hundert Kilometer entfernt lag. Es wirkte auf sie fast wie eine göttliche Kraft, begründet im Glauben an ein wunderbares und meist ungreifbares Wesen in der Ferne, das durch sein Vertrauen genug Freiraum in alle Bewegungsrichtungen lies. Die Begegnungen zelebrierten ein Glücksgefühl darüber, sich in dieser Unendlichkeit einmal wieder gefunden zu haben. Kästner hatte Recht. Manchmal war es das schönste mit einem guten Freund über das Wetter zu reden.

Ein kurzer Moment. Ihre Freundin musste in die Uni, hatte ihr aber das Angebot gemacht, eine ihrer Freundinnen zu begleiten. Die Freundin der Freundin unterrichtete Deutsch für Flüchtlinge. Der Kurs hatte bereits begonnen. Die Freundin der Freundin war mittendrin, begrüßte sie kurz und gab ihr eine Kopie von dem Arbeitsblatt, an dem die Gruppe gerade saß. Plötzlich sagte die Freundin der Freundin: »Übernimmst du bitte mal schnell, ich muss auf die Toilette.« Sie übernahm. Auf dem Arbeitsblatt waren Fragen zu Gesundheit, die die Kursteilnehmer mit wenn..., dann... beantworten sollten. »Was tun Sie, wenn Sie Kopfschmerzen haben?« Eine peruanische Kursteilnehmerin antwortete: »Wenn ich Kopfschmerzen habe, dann nehme ich ein Pill.« »Eine Tablette«, korrigierte sie ein Russe. »Was tun Sie, wenn Sie Fieber haben?« »Wenn ich Fieber habe, nehme ich ein Stoff und mache Eis und tue auf Füße«, sagte eine Frau aus dem Sudan. »Bei mein Land, man muss nehmen eine Vogel Baby und dann muss man gehen in Kirche und dann kommt Mann von Kirche« »Priester?« »Ja. Priester macht dann mit Wasser auf Vogel und beten, dann Vogel mit Messer tschiiiiik und dann kleine Herz schlägt noch, dann muss schnell kleine Herz essen, dann schnell nach Hause und für den Kranken Suppe kochen aus Vogel. Kranke muss dann Suppe essen«, sagte eine Dame aus Venezuela. »Eine Vogel?« fragte ein Mann von der Elfenbeinküste. »Bei uns Frosch.« Die Freundin der Freundin kam zurück und setzte sich dazu. »Frosch muss man machen auf Kopf vorne.« Er zeigte auf seine Stirn. »Stirn« sagte die Freundin der Freundin. »Frosch auf Stirn fest binden, dann Frosch wird tot und Fieber weg.« Die Freundin der Freundin entschuldigte sich noch einmal hastig. »Was tun Sie, wenn Sie zu viel getrunken haben?« Einige hatten das nicht verstanden. »Wenn du trinkst Vodka« erklärte ein Russe einer Libanesin. »Aaaah«, sagte sie »ich nicht trinken Vodka, aber wenn Mann trinken Vodka, muss man in Dusche und ganz kalt, wie Eis, Wasser drauf«. Die Freundin der Freundin setzte sich wieder dazu, stand direkt wieder auf, war wenige Minuten später zurück, zog sie zur Seite und sagte: »Wir kennen uns zwar überhaupt nicht, aber ich bin schwanger. Ich muss ständig kotzen. Kriegst du das hin? Aber sag bitte nichts, ja?!?!«

Sie sagte der Freundin, der sie es nicht sagen durfte, nichts. Stattdessen bestieg sie mit ihr den Uetliberg, auf den auch eine Straßenbahn fuhr und gut ausgebaute Wege ihn zu einem beliebten Ausflugsziel von Gelegenheitsspaziergängern mit unterdurchschnittlicher Fitness machte. Durch eine vermeintliche Abkürzung querfeldein, schafften sie es trotzdem das Vorhaben zu einem gescheiterten Bergsteigerprojekt zu machen. Schnee, Minusgrade, das falsche Schuhwerk und die einsetzende Dunkelheit brachten die Freundinnen, so ziemlich im selben Moment dazu, den Spaß zu beenden.

Neugier und Vorsicht waren bei den beiden ähnlich ausgeprägt. Das machte einen passenden Reisepartner aus. Ein übereinstimmendes Gefühl, wenn eine Grenze erreicht ist. Ist einer ängstlicher als der Andere, dann fühlt er sich bei abenteuerlichen Erkundungstouren nicht sicher und ruiniert dem Anderen mit seinen Zweifeln das Erlebnis, weil dieser sich wiederum verantwortlich fühlt, den anderen in eine Situation gebracht zu haben, in der er sich nicht wohlfühlt. Genauso anstrengend kann es sein, der Ängstliche zu sein und das Gefühl zu haben, etwas tun zu müssen, was einem im Kern Angst macht, man sie aber nicht äußern will, um dem Anderen nicht das Erlebnis zu ruinieren. Im Idealfall teilt man die Abenteuerlust so ungefähr bis zum gleichen Punkt. Dann sind auch gelegentliche Abweichungen spannend. Vermutlich gilt das für alle Arten der Partnerschaft.

Es gibt aber auch geteilte Überschätzung. Wenn sich beide durch den anderen in Sicherheit wiegen und plötzlich gemeinsam feststellen, dass sie es versäumt haben rechtzeitig an ihrem Vorhaben zu zweifeln, kann es unangenehm werden. Manchmal geschieht das aus falscher Höflichkeit, weil man den anderen noch nicht so gut kennt und die Beziehung für Zweifel zu fragil hält und lieber übermütig in Gefahr gerät, als die eigene Angst zuzugeben.

So war das in Israel. Eigentlich kannten sie sich nicht besonders gut, hatten aber dennoch beschlossen an ihren Aufenthalt in Palästina, eine einwöchige Reise durch Israel anzuschließen. Wie diese aussehen sollte, hatten sie sich nicht überlegt. Überraschenderweise hatten sie an die Reise selbst überhaupt keinen Gedanken verschwendet (was sie durchaus irritierte in dem Moment, in dem ihnen das bewusst wurde), sondern lediglich ihren Rückflug auf eine Woche später gelegt. Sollten sie nun in der Westbank bleiben? Nach Jerusalem? Oder Tel Aviv? Nach einer bis auf die letzte Minute durchgetakteten Exkursion durch die Westbank hatten sie sich noch nicht wieder an das Gefühl gewöhnt, sich eigenverantwortlich zu bewegen und beschlossen zunächst in dem Modus des Mitläufers gemeinsam mit der Gruppe nach Tel Aviv zu fahren. Erst als sie die anderen verabschiedet hatten, wurde ihnen beim planlosen Herumgelaufe in dieser Strandmetropole klar, dass sie sich nun einmal überlegen sollten, wo sie eigentlich hin wollten.

Tel Aviv erinnerte sie an Sydney. Diese körperorientierte Strandkultur, in der es das Wichtigste war, jedes Härchen weg zu waxen und die glatte, straffe Haut gleichmäßig zu bräunen, das möglichst auch zu zeigen und dabei gut gelaunt zu sein. Man konnte dort hervorragend in einem pseudo-vintage, shabby-chic Surfcafé Iced-Green-Tea-Frappuccinos trinken und sich von der Sonne auch noch den letzten vernünftigen Gedanken aus dem Hirn bleichen lassen. Auf keinen Fall aber lud dieser Ort dazu ein, über etwas Ernstes nachzudenken. Grundsätzlich war das ja erholsam, aber nach den Erlebnissen, die sie hinter sich hatten, fiel ihr das schwer.

Sie begann ihrer Begleiterin von John Fiskes Ausführungen in *Surfalism and Sandiotics* zu erzählen und auf das vor ihnen liegende Beispiel anzuwenden. Er beschreibt dort das Strandverhalten und schlägt vor, den Strand wie einen Text zu lesen. Die Deutung des Strandes sei, wie bei einem Text, teilweise durch die gegebenen Strukturen, aber auch durch die sozialen Charakteristika und diskursive Praxis der Leser bedingt. Ein anormaler Ort, nicht gänzlich der Kultur, aber auch nicht

gänzlich der Natur zuzuordnen. Ein Ort, an dem dieses Verhältnis verhandelt wird. Und in der Auslotung von Natur und Kultur geht es letztlich um die Frage, wie eine Gesellschaft leben will.

Noch deutlicher manifestierte sich diese Frage in der Architektur und so suchten sie eine Antwort bei den Bauhaushäusern der weißen Stadt, die etwas verloren und heruntergekommen zwischen Allerweltshochhäusern deutlich machten, was in dieser Stadt wichtig war. Ein Neubeginn in Weiß wollten sie damals sein. Eine gerechtere Form des Zusammenlebens schaffen. Eine alternative Vorstellung von Lebensraum realisieren. Die moderne Architektur – einst Ausdruck einer utopischen Idee – zeigte sich ihnen als Ruine der gescheiterten Hoffnung auf eine neue Gesellschaftsordnung, die im Gegensatz zu all dem, was zum Ersten Weltkrieg geführt hatte, stehen sollte und wohl nirgends näher dran war, als im gegenwärtigen Israel.

Unbefleckt waren sie nicht mehr. Ruß und Abgase hatten die ursprünglich weißen Fassaden dreckig und rissig gemacht. Das Moderne von gestern und die damit verbundenen, utopischen Ziele wurden offensichtlich nicht mehr kultiviert und waren dem Streben nach Macht, Expansion und der An- und Enteignung der Lebenswelten Anderer gewichen. Inzwischen herrscht ein urbaner Verdrängungskampf auf engstem Raum.

Auch die Meisterhäuser in Dessau hatten sie damals ein bisschen enttäuscht. Sie waren zwar in einem guten Zustand, weckten von außen bei ihr eine Vorstellung von sonnendurchfluteten, großen Freiräumen, die der tatsächlichen Raumaufteilung nicht entsprach. Wie in einem Puppenhaus versammelten sie viele kleine Kabinen. Das Moderne war, dass jeder sein eigenes kleines Zimmer hatte, um seine individualisierte Einsamkeit voll ausleben zu können. Man nennt das auch Privatsphäre. Die Küchen waren winzig, respektive modern. Wie in einer Fabrik am Fließband, sollte die moderne Frau alles griffbereit haben oder eben gleich Dosen öffnen.

Tel Aviv war teuer. Und die Idee der Privatsphäre schien plötzlich ganz erstrebenswert. Im gemischten Sechserzimmer lag bereits ein Gast als sie eintraten. John, ein Amerikaner Ende 30, mit einer gleichermaßen verbrauchten wie kräftigen Erscheinung grüßte freundlich und begann während sie auspackten mit ein bisschen Smalltalk. Stolz erzählte er, dass er gekommen sei, um sich für die IDF zu melden. Er würde gerne Teil dieser Armee sein und hier gegen den Terror kämpfen. Sie begannen sehr viel vorsichtiger ihre Sachen auszupacken und erzählten knapp die Lügengeschichte, die sie für die Einreise auswendig gelernt hatten. Für diese Konfrontation waren sie nicht bereit. Die Spaßgesellschaft dieser Stadt stand in derartigem Kontrast zu dem limitierten Leben der Palästinenser, in das sie die letzte Woche Einblick erhalten hatten. Es fiel ihnen schwer, nein, es war ihnen eigentlich gar nicht möglich, die noch sehr frische Erfahrung, die gerade dabei war Erinnerung zu werden, zu vergessen, sich hier an den Strand zu legen oder in einem Club zu tanzen. Es fühlte sich gleichermaßen unmoralisch und verantwortungslos an.

Einige Jahre später, dachte sie etwas anders darüber. War es nicht genauso unmoralisch in Berlin einen Cappuccino zu trinken oder im Berghain zu feiern, während woanders die Kinder starben? Bzw. noch konkreter: Wie unethisch war es, in einer Bar in Ramallah Bier zu trinken, während in Gaza eine Luftoffensive der IDF tausende Menschen tötete? War nicht vielleicht gerade diese Lokal-Moral dekadent und abscheulich? War nicht das schlechte Gewissen das einzig ehrliche Gefühl, was wir privilegierten Menschen gefälligst auszuhalten hatten, statt uns davon mit angeblich moralischem Verhalten freizusprechen und verlogen so zu tun, als gäbe es so etwas wie fairen Handeln? War nicht das Spüren und Sich-bewusst-machen der eigenen Dekadenz ein viel moralischeres Unterfangen als das Vermeiden derselben?

Damals fanden sie es jedenfalls schlicht unmoralisch so ignorant Spaß zu haben und wollten einfach nur raus aus dieser Stadt. Sie stiegen in einen Zug. Und wurden bemerkt. Kein Maschinengewehr in der Hand zu halten, war in Israel auffällig. Die Kampfgeräte der anderen klapperten in den Gepäckablagen, manche lagen unterm Tisch, und Einige hatten sie noch umhängen. Eine aufgeladene Stimmung. In diesem Waffendepot hatte ihnen ein Offizier geholfen ihre Rucksäcke in die Gepäckablage zu heben. Sie hatte den Vorgang in stiller Panik beobachtet und in ihrem Kopf abgefragt, was versehentlich aus ihrem Rucksack fallen könnte, das einen Hinweis auf ihren Aufenthalt in Palästina geben würde, den sie in dieser Runde lieber nicht kommentieren wollte. Sie spürte eine leichte, paranoide Angst, die sie nicht zu akzeptieren bereit war und wütend machte. Sie fühlte sich als ob sie durch ein paar klappernde Maschinengewehre dazu gezwungen wurde, ihre Erfahrungen zu negieren und ärgerte sich, dass ein Waggon uniformierter Teenager so einen Druck auf sie auslösen konnte. Freundlich und nett fragten die beiden Offiziere nach den Reiseplänen der Mädchen, was sie schon gesehen hätten, wo sie noch hinwollten, ob es ihr erstes Mal in Israel sei. Sie erzählten schwammig oberflächliche Allgemeinheiten, wie sie belangloser noch nicht mal auf einer schlampig geschriebenen Postkarte zu finden waren. Sie seien in Jerusalem und Tel Aviv gewesen. In der Kirche, am Strand. Schön sei es, das Essen schmecke gut. Das Wetter wäre fantastisch. Sowas halt. Jetzt wollten sie Richtung Norden fahren und sich Haifa und so einmal ansehen. Sie traute sich nicht das Wasser aus ihrem Rucksack zu nehmen, als ihr einfiel, dass sie noch das Skizzenbuch in der Tasche hatte, auf dem *International Academy of Art Palestine* stand. Erleichtert beendeten sie in Akko das Verhör, stiegen aus und tranken Wasser.

Es gab dort kein Hostel. Zumindest keines, das bezugsfertig war. Ein Hostelier in spe bot ihnen an, auf der überdachten Terrasse zu schlafen, auf der er die Matratzen lagerte. Es mag so klingen, wie die romantischen Dächer marokkanischer Riads auf denen man in lauen Sommernächten wundervolle Sternbilder sieht und verzaubert in einen erholsamen Schlaf versinkt. So war das nicht. Es war kein Dach, sondern wirklich ein Lager auf einer Baustelle mit direktem Zugang zur Straße. Sie willigten ein. Eine unangenehme Nacht. Mehr oder weniger im Freien. Sichtbar für vorbeigehende Menschen. Erreichbar durch wenige Treppenstufen. Die Gedanken in ihrem Kopf konnten sich nicht einigen, wovor sie sich nun genau fürchten sollte: Dem Diebstahl ihres Rucksacks, einer Vergewaltigung oder dem Befall durch Parasiten. Als sie gerade eingeschlafen war, kletterte eine ekelhafte Straßenkatze über ihr Gesicht. Das hatte selbst ihre Phantasie ihr erspart.

Dabei konnte sie mit der Angst vor Tieren grundsätzlich umgehen. Sicherlich hatte sie sich beispielsweise sehr erschreckt, als sie einmal von einem Skorpion beim Duschen überrascht wurde, konnte aber in Millisekunden dem Befehl ihrer eigenen Stimme folgen und mit der Shampooflasche den harten Panzer erschlagen. Die vermutlich sozialisierte Ehrfurcht vor Spinnen hatte sie in Australien überwunden, schlicht, weil es den Alltag dort sehr viel angenehmer machte. Das galt auch für Kakerlaken. Vor Affen und Straßenhunden hatte sie noch einen gesunden Respekt, weil die wenig Berührungssängste hatten und sich so schnell in Rudeln organisieren konnten. Katzen ekelten sie einfach. Insgesamt war sie aber ganz gut darin, den anfänglichen Schreck schnell unter Kontrolle zu bringen.

Sogar im halluzinierenden Zustand konnte sie Tieren einigermaßen rational begegnen. Diese Behauptung stützte sich auf eine einzige, bislang immer noch ungeklärte, Halluzinationserfahrung. Mitten in der Nacht war sie plötzlich erwacht. Vom Herzrasen, einer inneren Getriebenheit, einer quälenden Unruhe. Gebettet auf Ratten, die ähnlich eines Rattenkönigs dicht aneinander matratzenfüllend eingequetscht waren und in deren winzigen Zwischenräumen allerlei Insekten und Kakerlaken wimmelten. Sie spürte das Krabbeln der Insekten, ihre Fühler, ihre hektischen Bewegungen. Gelähmt vor Ekel verharrte sie – als sei sie selbst ein Tier – in Totenstarre. Die Angst

fesselte sie ans Bett. Sie traute sich nicht, sich zu bewegen und begann ein stilles Selbstgespräch. »Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa.« ... »Oder gab es in Südfrankreich vielleicht doch...? Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Schlaf einfach!« Eine halbe Stunde klappte das ganz gut. Also nicht das Schlafen, aber die Starre und ein leises Atmen. Dann wieder das Herzrasen. Immer schneller. Immer lauter. Atmen. In einem Satz sprang sie aus dem Bett, konfrontierte die Matratze mit dem Licht. Nichts. Atmen. »Ich muss laufen«. Sie zog ihre Joggingschuhe an und machte an der Tür entsetzt Halt. Immer noch Herzrasen. Immer noch hellwach. Atmen. Die Dunkelheit. Der Kanal. Die Kälte. Angst. Sie riss sich Kleider vom Leib und sprang in die Dusche. Eiskalt. Atmen. Atmen. Atmen. »Du bist in Europa. Die Tiere hier sind eklig, aber mehr auch nicht. Du wirst nicht sterben. Reiß dich zusammen. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Du bist in Europa. Todesangst ist übertrieben. Du kannst nicht sterben. Du bist in Europa. Krieg dich wieder ein.« Durchgefroren und die Europaselbstvergewisserung vor sich her stammelnd, fiel sie schließlich erschöpft ins Bett.

Sie traute sich zunächst nicht der Belgierin und dem Polen, mit denen sie gemeinsam gegessen hatte, bevor sie durchgedreht war, von ihrer Nacht zu erzählen. Sie deutete an, dass sie schlecht geschlafen hatte und hielt die Ereignisse vorsichtig allgemein. »Es war eine seltsame Nacht.« »Oh ja, bei mir auch.« Die Belgierin tastete langsam nach Informationen bis es schließlich aus ihr herausbrach. »Es war die schlimmste Nacht meines Lebens. Ich dachte, ich bin verrückt. Ich habe die ganze Nacht geweint. Ich habe gedacht, jetzt bin ich echt verrückt. Weißt du, so verrückt, dass man in eine Psychiatrie muss. Ich dachte mein Leben ist vorbei.« »Ich habe die ganze Nacht halluziniert, wollte Mitten in der Nacht joggen gehen, hatte Herzrasen. Und überall diese Ratten.« Der Pole stieß dazu. Die beiden fragten ihn gespannt, wie er geschlafen hatte. »Gar nicht. Es war eine abgefahrene Nacht. Ich habe die ganze Nacht gezeichnet. Bestimmt 100 Zeichnungen.... wie ein Verrückter. Wie auf Droge, ziemlich krass.« »Na, herzlichen Glückwunsch.«

Vermutlich war es eine Art Pilzvergiftung. Sie hatten gemeinsam ein Pilzgericht gegessen. Mit Pilzen aus dem Supermarkt. Und nein, ihnen hatte niemand lustigerweise ein paar Magic Mushrooms untergemischt. Sie hatten es ja selbst gekocht. Trotzdem seltsam. Ein noch größeres Rätsel war ihr aber, wie sie als Halluzinierende zugleich Ursprung ihrer Angstphantasie und Entwicklerin der Bewältigungsstrategie sein konnte. Sie hatte sozusagen in Personalunion eine vermeintliche Realität kreiert und sie im selben Moment für nichtig erklärt. Unter größter Anstrengung hatte sie diese beiden Wirklichkeiten gegeneinander kämpfen lassen und war nun wirklich müde.

So ähnlich fühlte sie sich auch an dem Morgen in Akko. Wiederholt zu wenig Schlaf, der kriegswillige Ami, der Waggon bewaffneter Teenager und die ekelhaften Katzen hatten ein latentes Unwohlsein ausgelöst, das seinen Höhepunkt noch erreichen sollte. Es war offensichtlich, dass sie ihre Reisestrategie verändern sollten. Dieses Ausgesetztsein musste ein Ende haben. Sie glaubten Autonomie in einem Auto zu finden, das – obwohl sie die billigste Klasse gewählt hatten – so teuer war, dass es Transportmittel und die zukünftige Unterkunft werden würde. Es fehlte ihnen ein vernünftiger Straßenplan und die Transkription der Ortsschilder stimmte nicht wirklich mit dem überein, was sie auf einer wenig detaillierten Karte auf der letzten Seite ihres Reiseführers lesen konnten. Es war schon dunkel, als sie sich fragten, wo sie die Nacht verbringen wollten. Die Ausfahrt zu dem Nationalpark, der womöglich einen geeigneten Parkplatz gehabt hätte, hatten sie verpasst. Jetzt fuhren sie auf schlecht beleuchteten, einsamen Landstraßen durch den verlassenem Norden Israels. Glaubten sie zumindest. Genau verorten, konnten sie sich nicht mehr. Wohl fühlten sie sich nicht, trauten sich auch nicht, das der Anderen zu sagen, es war jetzt ohnehin nicht mehr zu ändern. Mit gespielter Zuversicht machten sie sich gegenseitig Vorschläge und versuchten sich

dabei jeweils auch selbst einzureden, dass sie »einen perfekten Ort, um in Ruhe zu schlafen« finden würden, obgleich sie ihren Anspruch insgeheim bereits auf ein »Hauptsache mir passiert nichts« reduziert hatten, nur noch nicht zugeben oder wahrhaben wollten, dass eine weitere Scheißnacht vor ihnen lag. Die Unsicherheit, die ihren Stimmen beim Verkünden mutig optimistischer Ideen zu entnehmen war, hatte trotzdem längst gewonnen. Die Angst war eingedrungen in den engen Raum ihres Kleinwagens.

Es war zu spät. Auf dem Parkplatz eines Siewusstennichtwas (vermuteten eine Art Krankenhaus oder Psychiatrie) schraubten sie die Sitze nach unten, legten sich hin und taten hellwach und adrenalindurchströmt eine halbe Stunde so, als würden sie schlafen, hörten Schüsse oder einen Knall, jedenfalls erschreckende Geräusche, schauten sich an, einigten sich darauf, hier so nicht schlafen zu können, warteten jeweils darauf, dass die Andere sich zuerst aufrichtete, wollten beide nicht die Erste sein, die durch das Fenster sichtbar würde, taten es dann gleichzeitig, rasten davon, erreichten eine Tankstelle, tankten etwas, tranken etwas, fuhren weiter, beruhigten sich ein wenig, drehten wieder um, wollten neben der Tankstelle parken, kamen bei der Tankstelle an, fanden es dort doch unheimlich, fuhren wieder weiter, wurden jetzt verfolgt, von einem Pick-up, den sie zweimal an der Tankstelle gesehen hatten, machten einen U-turn, fuhren nun in die Richtung aus der sie gekommen waren, fuhren zurück zum Siewusstennichtwas, da war es wenigstens besiedelt, wenn auch stockfinster.

Ihre Freundin musste aufs Klo, öffnete die Tür und pinkelte neben das Auto. Schrie plötzlich. Sie startete den Motor, setzte mit offener Tür zurück, ließ ihre Freundin hastig ins Auto springen und raste einmal mehr davon. Eigentlich war es nur eine Bewässerungsanlage gewesen. Vielleicht war eine Stadt besser.

Sie fuhren, beruhigten sich ein bisschen, fanden eine Stadt, parkten, taten eine halbe Stunde so als würden sie schlafen, hörten die Geräusche einer Straßengang, fanden das unheimlich, fuhren weiter, verirrt sich, waren jetzt auf finsternen, kurvigen Serpentina der Golanhöhen, konnten nicht umdrehen, wollten nicht anhalten, hatten Tretminnenwarnschilder gesehen, dachten an einen Schichtplan, wollten weiterfahren bis es hell ist, sich mit dem Schlafen und Fahren abwechseln, taten eine halbe Stunde so als funktionierte das, mussten aufpassen, dass sie nicht versehentlich dieses winzige Land verließen, hatten noch einige Stunden vor sich, dann Straßenblockade. Militär. Passkontrolle. Komische Fragen. Erklärungsversuche. Gute Fahrt.

Andere Richtung, eine Ausfahrt, ein Parkplatz, eine Kleingartensiedlung? Eine Frage, eine Antwort, ein Kibbuz. Durchatmen. Eine komische Stimmung. Durchatmen. »Was ist eigentlich ein Kibbuz?« »Irgendwie so ne Community-Sache, glaub ich. Aber so in Richtung Arbeiterdings.« »Wie ne Sekte?« »Vielleicht. Keine Ahnung.« Ihre Freundin nahm den Baedeker und las laut vor:

Das Wort Kibbuz kommt von hebräisches Wort Kwuza, «Gruppe». Die Kibbuzidee spielte beim Aufbau des Staates Israel eine große Rolle. Für die Staatsgründer bedeutete die Heimkehr aus der Diaspora mehr als nur die Wiederherstellung staatlicher Unabhängigkeit – sie wollten eine Gesellschaft gründen, die dem Boden verbunden war. Gemeinschaft, Gleichheit und kollektives Eigentum. Alle Mitglieder haben gleiche Rechte und Pflichten. Männer und Frauen teilen sich Arbeit nach dem Rotationsprinzip. Als Gegenleistung erhält der Kibbuznik Unterkunft, Essen und Taschengeld. Entscheidungen werden auf Vollversammlungen getroffen. Kindererziehung ist Sache der Gemeinschaft....

Es war der Versuch mit Wissen Kontrolle über die Situation zu bekommen. Die Gedanken auf etwas Anderes zu lenken als die Panik, die die Neurotransmitter in ihren Köpfen zum Schwirren animiert hatte. Das Lesen, ein Appell an die Ratio. Während ihre Freundin las, ärgerte sie sich darüber, dass sie sich darüber ärgerte, dass ihre Freundin ihre Freundin war und kein großer, starker Mann mit Nahkampfausbildung.

....Mitte der 1980er Jahre geriet die Kibbuzbewegung in eine bis heute anhaltende Krise. Die meisten Kibbuzim haben sich zudem Unternehmensberater geholt, die die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unter die Lupe nehmen und Einsparmöglichkeiten vorschlagen sollte. Die Ergebnisse sind nicht zu übersehen: Chipkarten für den Speisesaal, geschlossene Kinos, Schließung unrentabler Kindergärten und Krankenstationen, gestaffelte Lohnsysteme, Prämien für Überstunden, Erhöhungen der Privatbudgets zugunsten allgemeiner Streichungen....

Plötzlich ein lauter Pfiff. Die Freundin schmiss den Baedeker in die Ecke und raste los.

Sie fuhren und fuhren und fuhren. Irgendwann kam der See über den Jesus mal gelaufen ist. Sie war noch nicht verzweifelt genug, um an diese Geschichte zu glauben, hoffte aber trotzdem auf ein Wunder. Da war es. Ein Hostel. Die Rettung. Klingeln. Eine Sprechanlage. Die Lage erklären. Diskutieren müssen. Bitten. Betteln. Einlass. Rezeption. Vier Grad Celsius. Ein Mann mit großen, sehr großen Pupillen sah sie schweigend an. Eine Klimaanlage leistete Unfassbares. Frierend erklärte sie dem Mann auf Englisch, dass sie einen Schlafplatz bräuchten. Keine Reaktion. Warten. Keine Reaktion. Pantomimisch. Keine Reaktion. Daumen hoch, Daumen runter, fragendes Gesicht. Keine Reaktion. Zettel, Stift, Zeichnung. Keine Reaktion. Warten. Dann sagte er: »Passports.« Sie gaben ihm die Pässe. Keine Reaktion. Sie zitterte. »Not possible.« Kein Messias. Wütend darüber, dass dieser drogenabhängige Arsch sie für sein »not possible« 20 Minuten in der Eiseskälte hatte stehen lassen, schleppte sie ihren müden, unterkühlten Körper zurück zum Auto. Dort war es wenigstens warm und irgendwann auch diese Nacht vorbei.

Eigentlich war sie kein ängstlicher Mensch. Nein, sie würde sich sogar eher als das Gegenteil bezeichnen. Wieso um alles in der Welt hatte sie dann so eine irrationale Panik bekommen? Wie konnte das sein? Was war da los gewesen?

Es dauerte ein paar Jahre und eine weitere Reise in das gelobte Land bis sie verstand, dass die Paranoia und seltsame Angst, die sie in Israel begleitet hatte, nicht ausschließlich aus ihrem Kopf rührte, sondern wesentlicher, ja existenzieller Bestandteil dieses Ortes war. In Israel war es nicht einfach die Angst vor einem Tier, einer Waffe oder einem Geräusch. Es war die Grundstimmung. Die Hab-Acht-Stellung, das Misstrauen und der Generalverdacht waren dort immer subtil präsent. Die eigene Gefährdung und Bedrohung ist leider schließlich der Identitätsanker dieses Staates. Statt einem sicheren Ort ist ein autopoietische System der Angst entstanden, dass aus alten Ängsten neue Ängste resultieren lässt, auf die wiederum mit aufwendigen Manövern reagiert wird, die vermeintlich Sicherheit bieten, aber letztlich nur weiter Schrecken und Terror produzieren.

Die unberechenbaren Kräfte, die entstehen konnten wenn eine Gesellschaft erst einmal in Angst war, war das wovor sie sich wirklich fürchtete. Während sich die Ängste in Israel mit einer Geschichte von Verfolgung und gegenwärtig auch teilweise realen Bedrohung erklären ließen, waren die Ursprünge der Angstgefühle in ihrer eigenen Gesellschaft viel schwerer zu greifen. Sie hatte bei Camus einmal vom »vernunftlosen Schweigen der Welt« gelesen und fragte sich, ob Kants aufklärerisches Credo eventuell umgedreht werden müsste. *Habe den Verstand dich deines eigenen Mutes zu bedienen*, schien ihr irgendwie zeitgemäßer. Denn Angst umgab sie nicht nur in Israel, sondern auch in deutschen ICEs.

Sie mochte Zugreisen nicht. Es waren nicht die Züge, die sie störten. Es waren die Menschen. Menschen in Zügen hatten nichts mit ihrer Vorstellung von Reisenden zu tun. Sie waren meist weder neugierig noch sonderlich spannend. Es waren keine Exoten, Abenteurer oder Vagabunden, sondern der absolute Durchschnitt. Die Mittelschicht. Sogar im Bus wäre es spannender. Da sind wenigstens die Armen oder die etwas risikofreudigeren Sparsamen.

(Eine berechtigte Frage wäre auch: Warum fuhr sie Zug, wenn sie es doch so schlimm fand? Aber das ist eine längere Geschichte.)

Zugreisende sind häufig ängstlich und legen Wert auf ein gewisses Maß an Komfort. Sie sind zumindest nicht besonders risikobereit. Trotz ihres vorsichtigen Handelns haben sie einen gewissen Standard für sich erarbeiten können. Züge sind ja unverschämte teuer. Für diese gelegentlich Reisenden ist das Unterwegssein eine nervenaufreibende Angelegenheit. Man erkennt sie an der mangelnden Routine mit der sie ihr Vorhaben durchführen. Nervös quetschen sie sich durch die Abteile, ihre Reservierung in den Händen, all ihr Gepäck am Körper, getrieben von der Angst irgendetwas könne schiefgehen, etwas Unvorhersehbares könne passieren. Überfordert verbreiten sie eine Unruhe, die man geneigt ist als Unverschämtheit zu bezeichnen, strahlten sie nicht gleichermaßen eine derartige Unfähigkeit aus, dass man ihnen wirklich keine böse Absicht unterstellen konnte. Man begegnet ihnen dennoch mit Sanftmut, weil man weiß, dass sobald sie ihren Platz gefunden und in hektischem Ton tragödienartig jene von ihren Reservierungen vertrieben hatten, die die Frechheit besessen hatten, sich einfach dort niederzulassen, obwohl es doch ein Schild gab, was auf das vorhersehbare Szenario hingewiesen hatte, ja also, dass sobald sie also nach dieser ganzen Tortur nun auf ihrem Platz sitzen würden und ihre Gepäckstücke verstaut hatten, (auch dies taten sie auf eine Art und Weise, als wären sie gerade dabei eine Statue von Saddam Hussein zu stürzen, Aids zu heilen oder Ähnliches), dass sobald sie auf ihrem Platz sitzen würden und sie die vorbereiteten Vorräte für diese Expedition aus ihrer Tupperware extrahiert hatten, dass dann Ruhe sein würde.

Manchmal stimmte das nicht. Manchmal begannen sie dann damit ihre Erlebnisse und das, was sie gerade alles durchgemacht hatten für derart mitteilenswert zu halten, dass sie nicht anders konnten, als andere Mitreisende damit zu behelligen. Fröhlich erläutern sie einem dann, warum sie gerade jenes Gepäckstück gewählt hatten. Es hatte beispielsweise die hervorragende Eigenschaft, dass sie es ohne Hilfe tragen konnten, wobei es ihnen einfach nicht gelingen würde, es auf die Gepäckablage zu hieven. Viel zu hoch seien diese angebracht und klein wie sie seien, ist ihnen das einfach nicht möglich. Umso besser, dass es auch diese Zwischenräume gäbe, wo sich die Koffer und Taschen verstauen ließen. Das sei angenehmer. Schlau wie sie waren, hatten sie dort nun ihre Koffer stehen und schauten im Zehn-Minuten-Takt nervös hinüber (denn so ganz wohl war ihnen nicht dabei, dass ihre Besitztümer nicht direkt neben ihnen standen).

»Was soll denn passieren?« sollte man sie lieber nicht fragen, denn man läuft Gefahr mit einer solchen Frage, ressentimentdurchzogene Schilderungen zu ernten, in denen die Geschichte einer Bekannten einer Bekannten zum Besten gegeben wird, der auf einer ganz normalen Zugfahrt mit ganz normalen Mitreisenden diese Gruppe osteuropäischer Männer zwar aufgefallen war, aber die sich im Leben nicht hätte erträumen lassen, zu welchem gewieftem Diebstahl diese Ausländer fähig waren.

Deshalb fragt man lieber nicht. Generell waren diese aufgeschreckten gelegentlich Reisenden häufig so voller Angst, dass sie jeder noch so besänftigenden Aussage ein dystopisches Horrorszenario entgegen zu setzen hatten. Einmal machte sie den Fehler und sagte, ihr sei in ihrem

ganzen Leben noch nie etwas geklaut worden. Dass sie ein generelles Vertrauen in die Menschheit empfinde und dass es sich ganz besonders in einem fahrenden ICE doch um einen sehr, sehr unwahrscheinlichen Einzelfall handeln würde.

Bei gelegentlich Reisenden löst eine solche Aussage aufklärerische, ja, missionarische Impulse aus. Mit verschiedenen Beispielen glauben sie zu beweisen, dass es sich ganz und gar nicht um einen Einzelfall handelte, sondern die Regel in einer gefährlichen und schrecklichen Welt ist, in der man auf keinen Fall anderen Menschen vertrauen sollte. Schnell springen sie in ihren Inhalten, verlieren den Zusammenhang und kommen von einem Diebstahl (über den man sich quasi noch glücklich schätzen konnte) zu Raub, Mord und Totschlag. Organentnahmen auf offener Straße, Massenvergewaltigungen und dann wieder zurück zu Heiratsschwindlern aus Afrika und der Nachbarin, die vermutlich während ihrer Abwesenheit unter dem Vorwand die Blumen zu gießen neugierig die Wohnung durchforstet hatte. »So ein Gefühl« war der Beweis dafür gewesen, gefehlt hatte nichts, aber die Blumen gießt nun jemand anders.

Darüber, dass sie noch nie Opfer einer kriminellen Handlung geworden war (die Zugreisende übrigens, abgesehen von einem einzigen Brieftaschenverlust, auch nicht) sollte sie sich glücklich schätzen. Vermutlich läge ihr Glück darin, dass sie noch nicht so viel rumgekommen sei. Sie spürte, wie sich auch in ihr ein missionarischer Impuls regte. Auch sie hatte viele Beispiele für Ereignisse, die man schnell als Einzelfälle, glückliche Zufälle und Ausnahmen halten konnte. Es gab nur einen Unterschied: Sie hatte sie wirklich selbst erlebt. Ihr war immer geholfen worden. Meist äußerst engagiert und wirklich aufopferungsvoll. In einigen Ländern war der Gast oder der Fremde etwas so Wertvolles, dass alles andere in den Hintergrund trat. Sie wurde behandelt wie ein Geschenk, nicht wie eine Bedrohung. Oft schämte sie sich dann dafür, dass das in ihrem Land so anders war. Es gab so etwas wie Humanismus, nur war der häufig dort zu finden, wo er angeblich fehlte und sie fand die Frage warum westliche Demokratien eigentlich so wenig Menschenrechtler hervorbrachten durchaus berechtigt.

Wirklich bedrohlich empfand sie nämlich jene Menschen, die mit außerordentlichem Selbstbewusstsein ihre xenophoben Gedankengänge als die eine Wahrheit proklamierten, weil sie ja zu den Mutigen gehörten, die sich traute, das auch endlich mal laut zu sagen. Die es vorzogen ihre diffusen, unerklärlichen Ängste auf fremde Menschen zu projizieren, statt ihre Ursprünge zu ergründen. Es war schlicht einfacher, entband sie aus der Verantwortung und kostete weniger Reflexionsvermögen. Diese feige Abgrenzung nach Innen machte sie wütend.

Denn es war genau anders herum. Es waren ja eben die vielen Reisen, die ihr ein Urvertrauen in die Menschheit und den Humanismus gaben. Aber das war der ängstlichen gelegentlich Reisenden schwer zu erklären. Sie war ja gerade dabei einen spontanen Ausflug in das Reich der Panik vorzubereiten. Im unbegrenzten Freigepäck hatten alle Ängste Platz. Die beiden hatten einfach verschiedene Zielvorstellungen.

Natürlich waren unter den Passagieren in Zügen auch stille Geschäftsreisende und fernbeziehungsgetriebene Studenten. Je nach Zeit und Strecke fand sich logischerweise unterschiedliche Klientel. Morgens von Berlin nach Hamburg saß sie dann auch schon mal neben dem Regierungssprecher, der als quasi Berufs-Nichtssager auch im Zug nicht gerade aus dem Nähkästchen plauderte. Ein anderes Mal hatte sie einen Piloten getroffen, der offensichtlich einen Verkehrsmittelausgleich suchte. Aber auf den provinzverbindenden Strecken an Wochenenden, gab es noch eine andere Kategorie Zugreisender. Dabei handelte es sich um Solche, die durch frühzeitige Planung in der Lage waren, ein Sparangebot zu ergattern. Ihre Fähigkeit Monate im Voraus bereits zu wissen, was sie zukünftig tun werden und tun könnten, gab Aufschluss über ihr

ebenso vorhersehbares Leben. Sie konnten die Wahrscheinlichkeit, dass sich in ihrer Planung etwas ändern würde eliminieren. Sie hatten weder mit Überraschungen noch sonst irgendetwas zu rechnen und konnten sich stets mit der organisierten Planung der Zukunft beschäftigen. Diese hatten sie nahezu vollständig vergegenwärtigt und Spontanität aus ihrem Alltag verbannt. Das machte sie so vorhersehbar und langweilig, dass das einzig Spannende an ihnen war, wie sie das eigentlich selbst ertragen konnten. Ihre Jobs verliefen so geregelt gleich, dass sie ohne auf die Uhr zu blicken, die Zeit ansagen konnten. Ihre Beziehungen hatten den Reiz verloren, aber nachdem sie den sowieso nicht suchten, störte sie das nicht. Sie lebten den Status-Quo und waren fortlebend damit beschäftigt diesen aufrecht zu erhalten. Jetzt musste nur noch alles so bleiben wie es ist. Auch das konnte eine Beschäftigung sein, aber konnte es ein Leben füllen? Sie waren eigentlich gar keine Reisenden. Sie waren das Gegenteil. Das Missverständnis von Leben, Lieben und Reisen. Sie wollten ja gar nirgends hin, sondern einfach bleiben. Paradoxerweise waren es genau jene, für die es das Höchste der Gefühle war, ein eigenes Auto zu besitzen. Ihnen bedeutete das wirklich etwas. Eventuell würden sie bald leasen. Die Sisyphos'sche Wiederholung war ohnehin mehr ihr Ding. Immerhin störten sie damit niemanden und schienen seltsamerweise zufrieden.

Sie halfen aber auch keinem. Der Grund warum sie sie so abfällig betrachtete, ging weit über ein paar Zugreisende hinaus und gründete sich weniger auf sie im Konkreten als auf ein allgegenwärtiges Freiheitsmissverständnis, dass in der Beschränkung auf die private Erwartung seine Form fand. Verantwortlich dafür zu machen, war nicht das einzelne Paar mit den partnerschaftlichen Goretex-Jacken, sondern eine gesellschaftliche Entwicklung, die es erlaubte alles, was außerhalb des individualisierten Lebensglückes lag, unberührt abperlen zu lassen wie den Regen an der Imprägnierung. Wer sich hingegen mehr Gemeinschaft in der Gesellschaft, eine gerechtere Welt, eine menschlichere Politik oder gar Frieden wünscht, gilt doch eher als naiv. Den Begriff der Utopie gebraucht man letztlich nur noch, um zum Ausdruck zu bringen, dass etwas nicht ernst zu nehmen ist. Durchgesetzt hat sich das Stichwort »Realpolitik« und damit gleichzeitig die großen, gesamtgesellschaftlichen Ziele wegrationalisiert. Wer sich in der Debatte nicht blamieren will, muss den Fokus auf die Bedingungen der Möglichkeiten richten, nicht auf die Idealität bestimmter Wünsche. Dabei sitzt diese Gesellschaft ohnehin nicht mehr im selben Boot, sondern arbeitsteilig an der Entwicklung von Antriebstechnik, die sicher nützlich werden könnte, wenn dabei nicht die Frage in Vergessenheit geraten wäre, wo es denn überhaupt hingehen soll. Damit beschleunigt sie den Fortschritt einiger Weniger und lässt viele auf der Strecke bleiben. Aus Angst vor Letzterem, sind die Meisten verloren gegangen in optimierten Operativen und bereits zufrieden mit dem Rudiment *Was ist realistisch?* Manche halten das gar für eine existenzielle Frage. Utopische Ideen beschränken sich mittlerweile auf ein kleines Stück privates Glück, das sich sowohl im regendichten Reihenhaus als auch im veganen Save-the-World-Power-Riegel aus dem Biomarkt manifestieren kann, je nach dem mit welcher Haltung entsprechende Wahl getroffen wird. Es war alles nicht so einfach zu verstehen. Der unhinterfragte Glaube an die Vernunft, erschien ihr jedoch nicht minder unterbelichtet als die Gotteshörigkeit früherer Tage. Das, was unter »vernünftig sein« gegenwärtig verstanden wurde, gruselte sie. Vernünftige Entscheidungen hatten dazu geführt, dass man jetzt noch besser massenüberwachen und noch gezielter töten konnte. Der Drohne sei Dank. Um sie herum wurden mit diesen tollen Techniken übermütig die tragenden Pfeiler der bürgerrechtlichen Konstrukte weg geschossen, die die Freiräume erst zu jenen werden ließen. Sie befürchtete, dass das ihrer Gesellschaft irgendwann mindestens auf die Füße fallen, wenn nicht über ihr zusammenbrechen würde. Bröckeln tat es ja bereits. Dass dann eine Goretex-Jacke nicht mehr ausreichend schützen würde, ahnte vermutlich auch der Zugreisende.

In der Zahnradbahn von Visp nach Zermatt war alles ganz anders. Irgendwie aus der Zeit gefallen, und ungewohnt in Ordnung. Laut und langsam mühte sie sich durch die Berglandschaft und die gesund aussehenden, wandergebräunten Gesichter blickten gelassen aus dem Fenster.

Die Geschwindigkeit ließ es zu, den Ausblick auf die Alpen zu genießen. Sie reichte dem gut gelaunten Schaffner ihr Ticket. Er sah sie verwundert an, setzte sich zu ihr und sagte: »Daaas müssen Sie mirrrr jetzt maaal eärkläären. Wie sind Sie denn hierrrherr gekommen? Aus Bääärin? Wie lang sind Sie denn jetzt schon unterrrwääägs?« Sie lächelte. Den Schweizer Akzent fand sie wahnsinnig charmant. »Naja, ich habe einen Nachtzug genommen bis Basel. Dann bin ich weiter nach Visp und jetzt bin ich hier. Gestern, so gegen 22 Uhr bin ich los.« »Das ist ja Waaaahnsinn. Und da sind Sie nicht müde?« »Doch das bin ich. Sehr sogar.«

Zermatt. Es hatte gerade geschneit. Mitten im Sommer. Das Matterhorn, die materialisierte Definition eines Berges, zeigte sich stolz zwischen dramatischen Wolkenverläufen. Das Matterhorn war auch auf dem Foto, das vor dem Sarg in der kleinen Kapelle stand. Ihr Onkel hatte es hinter die Figur seiner verstorbenen Frau gephotoshoped. Ihr Abbild war noch nicht mal eine Woche alt und zierte nun ihren Sarg. Er war noch nicht bereit ihre Erscheinung Erinnerung werden zu lassen. Fast hatte man das Gefühl sie sei noch da. Sie, die große Freude an paradoxen Situationen hatte, deren herzliches, lautes und freches Lachen und deren Gelassenheit und fröhliches Annehmen von Alltagsabsurditäten auf ihrer eigenen Beerdigung nun wirklich zu fehlen begann. Der Dorfpfarrer hatte sich Unterstützung eines indischen Kaplans geholt, der die Predigt auf Englisch übersetzen sollte. Der Ablauf wurde mehrmals in seinem Fluss unterbrochen, weil beide gleichzeitig anfangen das Vater Unser zu sprechen, dann beide gleichzeitig zögerten, dann beide gleichzeitig dem anderen den Vorrang geben wollten. Ihre Tante hätte gelacht. Dann Stille. Eine Stille, die das Anlaufen der CD und das Geräusch des Trackauswählens bei dem kleinen CD-Player gleichsam raumfüllend und absurd präsent machte, hätte sie sicherlich auch amüsiert. Traurig war es trotzdem. Oder auch gerade weil man das nicht mehr mit ihr teilen konnte.

Auf dem Rückweg machte sie Halt in Nürnberg und stellte diese Entscheidung bei der Ankunft sofort in Frage. Immer wenn sie dort war, fühlte sie sich schrecklich alleine. Defizitär. Als fehle etwas. Wo war er, der Mann an ihrer Seite, der sie hier erst zum Menschen werden ließ? Es war diese Stadt, die ihr ein Gefühl aufdrückte, das sie nur hier so intensiv erlebte. Auf Loungemobiliar hatte man hier Aperol Spritz trinkend gemeinsam die neue Tommy Hilfiger Kollektion zu präsentieren oder ein überteuertes Multiplexkino zu besuchen. Niemals könnte sie hier alleine Essen gehen, ohne an den wertenden Blicken zu ersticken. Hungrig und in ihrem Alleinsein ertappt, war er ihr heute bereits zweimal zufällig über den Weg gelaufen. Er, der Einzige, den sie wirklich je geliebt hatte. Sie hatte sich ihn immer als Vater ihrer Kinder vorgestellt, ja sogar als Vater jener Kinder, die sie vielleicht von jemand anderem versehentlich bekommen hatte. So irgendwann in der Zukunft. Später eben. Wenn sich die Wege wieder treffen. In ihr jetziges Leben passte er einfach nicht. Für Zukünftiges war er immer da gewesen.

Er war nicht alleine als sie ihn traf. Eine Andere, die bereits angekommen war in ihrem zukünftigem Leben, die bereits das Kind mit jemand anderem hatte, begleitete ihn. Irgendwie passte das. Sie wusste, dass er das gut machen würde. So hatte sie ihn ja selbst immer gesehen. Es war ok, denn sie wünschte sich, dass es ihm gut geht und war sich ohnehin nicht sicher, ob sie denn jemals in diesem zukünftigen Leben ankommen würde. Sie kehrte also in ihr jetziges zurück. Traf einen Freund und ging auf ein Konzert.

Die Musik hatte sie tanzen lassen und glücklich gemacht. Ihre traurige Verlassenheit hatte sich in selbstzufriedene Bewegungsfreiheit verwandelt und sie genoss jetzt die Einsamkeit, die ihr den Raum gab, in langsamen Schritten durch die leeren Straßen der mittelalterlichen Altstadt zu flanieren. Vor einer anderen Bühne blieb sie stehen und betrachtete die Choreografie des Bühnenabbaus, der einer wundervollen Performance glich, auch eine gewisse Logik hatte, seine szenische Wirkung jedoch unbewusst entfaltete. Eingenommen von den Formationen der rollenden

Container und den Klängen der rasselnden Ketten, bemerkte sie nicht, dass sie nicht mehr alleine war. Von hinten überraschte sie eine Stimme, die sie nach einer noch geöffneten Bar fragte. Es war der schöne Bassist, der sie zuvor mit seinen Bandkollegen zum Tanzen gebracht hatte. Er lud sie ein. Sie folgte ihm. Es folgte mehr.

Beide mussten ihre Tour fortsetzen. Für sie war es an der Zeit nach Hause zu fahren. Sie konnte es kaum erwarten. Ähnlich wie sie es genossen hatte, aus ihrem Leben auszutreten, stellte sich nun eine ungeduldige Vorfreude ein, in ihr Leben wieder einzutreten. Ihre Abwesenheit hatte etwas Schönes an sich. Nachdem eine Reihe Menschen bereits richtigerweise festgestellt hatten, dass man nicht vor sich selbst weglaufen konnte, dass man sich selbst auf Reisen immer mit dabei hatte und das meist als Ausdruck einer Enttäuschung darlegten, ergab sich für sie daraus jetzt etwas sehr Erfreuliches: Wenn sie selbst immer mit auf Reisen war, war sie auf Reisen definitiv nicht zu Hause. Ihr Zuhause konnte ihr daher ähnlich perfekt erscheinen wie das Foto eines Palmenstrands im Reiseprospekt, was so lange Projektionsfläche der Sehnsucht war, bis es Realität wurde. Ihr Zuhause war ein fernes Anderswo geworden, das sie nun sehnhchst aufsuchen wollte. Ihr Alltag fehlte ihr. Vielleicht musste sie sich für das perfekte Zuhause einfach nur regelmäßig auf den Weg machen. Einige Stimmen sprachen dafür, dass ästhetische Empfindung überhaupt erst durch Distanz möglich war. Simmel (Georg nicht Johannes Mario) fand einst schöne Worte und nannte es ein Fernbild, das wie »ein nie ganz eingelöstes Versprechen vor uns steht und selbst unsere leidenschaftlichste Hingabe mit leiser Abwehr und Fremdheit erwidert«.

Während die erste Maschine Wäsche trocknete, hatte ihr perfektes Zuhause wieder in seine normale Form zurückgefunden und begrüßte sie mit alltäglichen Pflichten, die ihr zunächst noch ein bisschen mehr Spaß machten als sonst, aber schnell Routine wurden. Eine ferne Ausflucht war nicht in Sicht, aber die Sonne des Sommers machte die Tage hell, leicht und fröhlich. Sie war ohnehin die meiste Zeit draußen und ihre Wohnung ihr daher egal. Dann wurde das Wetter schlecht.

Es war kalt, windig und regnete und zwar auf die nicht romantische Art und Weise. Ihre Kollegin wartete an einer verlassenen Ecke. Sie war zu spät. Raste also auf ihrem Fahrrad durch den Regen. Gemeinsam wollten sie dort aufschlagen, denn ein bisschen unsicher waren sie beide. Die letzten Tage waren stressig gewesen. Im Büro. Interne Konflikte störten den normalen Tagesablauf. Spontane Konspirationssitzungen wurden abgehalten und Unterschriftenlisten machten die Runde. Worum es wirklich ging, konnte sie nicht sofort umreißen. Sie war ja erst seit ein paar Wochen dabei und hatte lediglich ein vages Gefühl, wer welche Interessen verfolgte und wie die einzelnen Leute so gestrickt waren. Die angespannte Stimmung allerdings, war deutlich zu spüren. Das einzige was ihr zu diesem Punkt wirklich klar war, war die Tatsache,

Zu Feiern gab es also auf dieser Betriebsfeier eigentlich nichts. Ähnlich eines familiären Weihnachtsfestes unterdrückten die Beteiligten der Sache wegen, so gut es ging die inneren Konflikte und bemühten sich der Fröhlichkeit. Eine Strategie, die – ebenfalls ähnlich einer familiären Weihnachtsfeier – nach einer Weile und mit steigender Promillezahl funktionierte und in authentische Freude umschlug.

Draußen, wo geraucht wurde, bildeten sich bewegliche Gruppen und es fiel ihr leicht sich darin einzufinden. Die Jüngeren hatten sich zusammengetan, Hierarchien sich etwas aufgelöst und die Gespräche waren nun angeregt und wirklich interessant. Jemand brachte einen Joint in Umlauf, der die Alt-68er mit der neuen Generation fusionieren ließ. Auf der Tanzfläche regte sich mittlerweile ebenfalls eine angetrunkene Hierarchiemischung erstaunlich locker und fröhlich zu den – wie man so schön sagt – 'besten' Hits der 80er, 90er und heute. Einzelne schlossen mutig ihre Smartphones an die Lautsprecher und beobachteten gespannt die Reaktionen der Kollegen auf ihre

Musiksammlung. Sie tanzte. Mit großer Freude. Die Anspannung, die sie noch vor einigen Stunden bei dem Gedanken an diese Veranstaltung in sich trug, löste sich in der Bewegung. Im Tanz hatte sie die Zeit vergessen und nun war sie eine der Letzten in dem Restaurant. Sie ging.

Die Straßen waren leer und sie kannte ihn eigentlich kaum. Die Tatsache, dass er ungefähr so alt war wie sie, setzte sie ein bisschen unter Druck. Wie konnte er bereits so viel mehr erreicht haben? Den selbstzerstörerischen Vergleichsimpuls konnte sie zum Glück schnell in Interesse wenden. Die beiden kamen ins Gespräch.

und so erkannten sie sich im Interessengebiet des Anderen, was eine sofortige Vertrautheit zur Folge hatte. Von der anregenden Unterhaltung eingenommen, genoss sie den Spaziergang. Mittlerweile war es morgens geworden. Sie machten Halt in die bereits geöffnet hatte. Sie verstand, was er sagte.

Dann sagte er: »Willst du mit?« »Na, klar.«, sagte sie ohne zu überlegen. »Ok, lass uns gehen.« Sie folgte ihm. Ein paar Meter weiter, waren sie in seiner Wohnung angekommen. Er steuerte direkt auf seinen Laptop zu, klappte ihn auf und buchte einen Flug. »Brauchst du noch etwas?« fragte er sie. »Meine Kontaktlinsenflüssigkeit.« Er packte den Laptop in seinen Rucksack. Die beiden verließen die Wohnung. Sie sperrte ihr Fahrrad in seinen Hauseingang während er ein Taxi rief. Drei Minuten später waren sie in ihrer Wohnung. Weitere drei Minuten später waren sie in ihrem Bett. Schließen eine halbe Stunde. Dann ertönte der Wecker. Er zog sich an. Sie duschte. Er wartete unten. Rief ein Taxi. Sie kam runter. Sie stiegen ins Taxi. »Du musst noch einchecken«, sagte er. Sie tippte die Buchungsnummer in die App. Er telefonierte. Sie sah aus dem Fenster.

Berlin-Tegel. Er zahlte. Sie stieg aus. Routiniert zogen sie ihre Smartphones hervor, zeigten ihre Boardingpässe, legten ihre Sachen in die graue Plastikschale, zogen sich wieder an und gingen zum Essensstand am Gate. Zwei Brötchen, ein Orangensaft. Das Frühstück. Es tat gut etwas zu trinken. Boarding. Ihr Sitzplatz war weiter vorne. Sie setzte sich. Er lächelte und sagte »bis später«. Die Maschine hob ab. Sie beobachtete die Wolken. Langsam wurde sie ruhig. Nüchtern. Wach. Gedanken kamen zurück in ihren Kopf. Sie sah die Szenen der Feier vorbeiziehen und begann zu zweifeln, ob sie sich richtig verhalten hatte. Sie fragte sich, was wohl die Anderen von ihr denken würden. Hatte sie doch zu ausgelassen getanzt? Und überhaupt was zur Hölle war sie gerade dabei zu tun? Es kam ihr unwirklich vor, dass sie nun in einem Flugzeug saß. Wie war es dazu gekommen? Alles war so schnell gegangen...

....und ebenso schnell vorbei gewesen.

Zurück zu Hause fragte sie sich, ob sie eigentlich das Reisen liebte oder es lediglich hasste zu Hause zu sein. Ihre Wohnung erinnerte sie ständig daran, dass das Leben – marxistisch gesprochen – eine Reproduktionsaufgabe ist, in der sie ständig das, was sie soeben zum Abschluss gebracht hatte, von Neuem beginnen konnte. Socken waren ein Beispiel. Gelegentlich nahm sie einfach ein paar frisch gewaschene Socken direkt von der Leine. Sie kamen praktisch gerade noch aus der Waschmaschine, verzichteten auf Partnersuche und Zusammenführung, sowie den gemeinsamen Umzug in den Kleiderschrank. Nach wenigen Metern waren sie, ohne je Kontakt miteinander gehabt zu haben, wieder in der Waschmaschine. Wieso blieben sie nicht einfach gleich in der Waschmaschine? Völlig unabhängig vom komplettierenden Gegenstück, aber nicht minder fraglich

war das mit dem Putzen. Es reichte nicht, einmal besonders schön zu putzen. Der Zustand hielt sich einfach nicht von alleine aufrecht. Wenn es besonders schön geputzt sein sollte, musste sie ständig besonders schön putzen. Gelegentlich bezweifelte sie, dass die Freude am geputzten Raum und die Anstrengung des Putzens im richtigen Verhältnis standen.

In Hotelzimmern war das anders. Die putzte jemand anderes. Und das Bett war immer frisch bezogen. Den Geruch liebte sie. Sie konnte diese Zimmer verlassen und sobald sie sie wieder betrat, sahen sie aus, als wäre sie nie da gewesen. Wunderschön. Nichts hatte sich eingeschrieben. Jeden Tag ein neuer Selbstentwurf. Alles, wie die erste weiße Seite eines Notizbuches. Platz für eine neue Geschichte. Eine, die frei sein konnte, von den Gedanken und Erfahrungen des Gestern. Sie erzählte einer Freundin, dass sie sich in Hotelzimmern am wohlsten fühlte. Ihre Freundin glaubte ähnlich zu empfinden und sagte bei ihr sei das genauso, wenn sie in ein Hostel ginge, dann lebte sie sich schnell ein, »gewöhne« sich rasch an die neuen Umstände. »Bereits nach ein paar Tagen« hätte sie es sich dann in dem kahlen Zimmer »gemütlich« gemacht und »sich eingerichtet«. Sie fühlte sich unverstanden. Gewöhnen? Wohnen war doch genau das, was sie nicht wollte. Sie verabscheute das Gewohnte, konnte aber keinen Begriff dafür finden. Egal. Was sie in Hotels spürte war ein initiales Wohlgefühl. Gerade die Abwesenheit von Konzepten, wie es sich gemütlich zu machen, einzurichten, zu gewöhnen, war doch das Schöne an diesen Zimmern. Sie ging doch da nicht hin um sich zu gewöhnen, sondern um frei zu sein von diesen Zwängen.

Adorno hatte recht. Man konnte überhaupt nicht mehr wohnen. Sie begann sich zu fragen, wie eigentlich jemand lebt, der gar nicht wohnt. Und dachte, dass das etwas sei, worüber man schreiben konnte. Sie buchte einen Flug nach Sarajevo und schrieb:

Ehrlich gesagt hatte ich nicht damit gerechnet, dass er überhaupt einen festen Wohnsitz hat. Wie lebt wohl jemand, der die ganze Zeit auf Tour ist? Mit seiner Familie zusammen? Werde ich die kommenden Tage auf engstem Raum im Kreise der Sippschaft verbringen? Oder mit der Band? Lande ich womöglich zwischen Schnaps, Männern und Musik wie in einer Kusturica-Szenerie? Oder ganz einfach alleine?

Auf jeden Fall weiter oben als ich! Im achten Stock. Bestimmt in einer dieser sozialistischen Bauten – so wie damals – als ich eine Freundin in Novi Belgrad, dem neueren Teil der serbischen Hauptstadt besucht hatte. Eine unendlich lange Straße führte uns an immergleichen Häuserkomplexen vorbei. Alles war identisch. Gruselig gleich. Wie ein sich ständig wiederholendes Déjà-vu zog sich diese wiederkehrende Unendlichkeit von einem Element in das nächste. Es waren die gleichen Straßenanordnungen mit den gleichen Komplexen, mit den gleichen Häusern, die wiederum die gleichen Wohnungen beinhalteten. Vielleicht waren es auch dieselben. Jedenfalls wirkt Berlin Hohenschönhausen im Vergleich dazu wie ein Schauplatz individualistischer Gestaltungs- und Entfaltungsfreude.

Berlin-Tegel. Aus einem Taxi steigen einige seltsam gekleidete Männer. Das sind bestimmt Bosniaken, schießt mir durch den Kopf, während ich mir gleichzeitig mein Klischeedenken zum Vorwurf mache. Und wirklich, die Männergruppe geführt von einem attraktiven Häuptling mit grünem Turban sitzt einige Zeit später ebenfalls am Gate nach Sarajevo. Sie sehen aus als kämen sie vom Set einer ZDF-History-Produktion über das Osmanische Reich und haben die Kostüme einfach angelassen. An ihren Händen tragen sie auffällige Siegelringe mit einem goldenen Säbel und in ihrem Handgepäck haben sie Fes verstaut. Es sind jene roten Filzhüte, die Atatürk per sogenanntem Hutgesetz verboten hatte und Nasser in Ägypten als Zeichen anachronistischer Rückständigkeit unter Strafe stellte. Ich frage mich, wie in Bosnien wohl mit der osmanischen Vergangenheit umgegangen wird. (Anm.: ich werde in den kommenden Tagen keine einzige Person sehen, die so

aussieht.) Nach zwei Stunden sind wir im Anflug auf Sarajevo. Ich sehe Berge. Durch die Wolkendecke strahlt die Sonne wie dramatische Bühnenbeleuchtung auf sozialistische Architektur, die sich repetitiv in die Ferne fortsetzt und schließlich hinter einem Hügel verschwindet. Wir landen. Die Siegelringe klatschen.

Im Ankunftsterminal werde ich überrascht. Der schöne Bassist und der Schlagzeuger haben spontan beschlossen mich abzuholen. Schön! Nach einer kurzen Fahrt sind wir da. Die Wohnung liegt in Novi Grad und das ist in der Tat ein Neubaugebiet. Allerdings charmant. Zumindest lässt es mich meine Ressentiments gegenüber moderner Architektur in Ex-Jugoslawien revidieren und die durchaus ästhetischen Qualitäten sehen. Ein wartungsbedürftiger Aufzug bringt uns in die siebte Etage. Wir laufen noch ein weiteres Stockwerk im Treppenhaus. Dann folgt die zweite Überraschung. Der schöne Bassist wohnt nicht wie ich. Nicht zur Miete. Sondern in einer frisch renovierten, top eingerichteten Eigentumswohnung mit einer riesigen Dachterrasse und wundervoller Aussicht. Der Innenarchitekt hat soeben seine Arbeit an diesem Objekt vollendet und ein übereifriger Immobilienmakler würde in Deutschland zu so etwas wohl Penthouse sagen. Die Wohnung selbst trägt merklich die Spuren von jemandem, der ständig unterwegs ist. Nämlich keine. Der Schwamm in der Küche ist unversehrt und hart, die Wände so makellos, dass man die Farbe riechen kann. Ich fühle mich wie in einem Showroom für Designmobiliar. Aber es könnte wirklich schlimmer sein. Die Band ist offenbar erfolgreicher, als ich angenommen hatte.

Auf seinem Flachbildfernseher zeigt er mir sein neues Musikvideo, das gestern auf MTV Adria Premiere hatte. Zu sehen ist die Crew auf dem Land beim Kühe melken, Lamm grillen, feiern und natürlich Rakija trinken. In einer Scheune ruft der Sänger in das Mikrofon. »Don't believe the hype I never beat my wife, I'm not the man who would step you with a knife. I live by your rules every single day, but some things are written in my DNA. When I taste Rakija, In my head Anarchia, back to original shape, I just can not escape from Balkans, Balkans, Ba Ba Balkans.« Alle Klischees werden bedient – mit Absicht.

Zum Abendessen gehen wir einfach zum Italiener gegenüber. Der schöne Bassist isst ein Gemüserisotto, denn er lebt vegetarisch. Man könne aber in diesem Restaurant Fleisch essen, viele Diplomaten würden hier verkehren. Das sei ein gutes Zeichen, denn anders als in der EU gäbe es in Bosnien keine wirklichen Richtlinien und alle paar Wochen einen neuen Fleischskandal. Ich merke an, dass eine Richtlinie allein auch nicht immer alles richtet, erzähle ihm vom Gammelfleisch und der Aldi-Pferde-Lasagne und bestelle Cannelloni mit Spinat.

Kurz darauf geht es weiter in eine Bar, die der schöne Bassist liebevoll »the office« nennt. In dem überschaubaren Laden tummeln sich Filmemacher, Musiker, Künstler, Theaterdirektoren, Schauspieler, die sich allesamt rege unterhalten. Man kennt sich. Hier schiebt man sich Projekte zu, bespricht was man so macht und so weiter, daher *the office*. Er ist dort mit einer alten Freundin verabredet. Eine geschäftige Frau. Sie ist Kuratorin, arbeitet mittlerweile als Kostümbildnerin für Theater und Film. Sie erzählt von dubiosen Deals mit bestimmten Stoffhändlern, die weit über dem Marktpreis für die Zulieferung des Nationaltheaters zuständig sind. Korruption ist ein großes Thema. Überall. Und ach ja, die Wahl. Warum Dragan Marinković unter falschem Namen auf den Plakaten steht, will der schöne Bassist wissen. Dragan Marinković ist Schauspieler mit politischer Ambition und den Menschen vor allen aus einer Fernsehserie als »Maca« bekannt. Auf das Wahlplakat hat er nun eben seinen Fernsehspitznamen geschrieben. In Deutschland schwer vorstellbar. Betrachtet man die Wahlplakate scheint die Strategie gar nicht so abwegig. Ich habe Schwierigkeiten zu differenzieren welche Poster nun die neue Herbstkollektion präsentieren, eine TV-Show ankündigen und welche nun wirklich Wahlwerbung sind. Die Posen der Politiker speisen sich aus der ganzen Bandbreite der Vermarktung.

Dabei fällt staatliches Engagement insgesamt ziemlich knapp aus. Für Kultur sowieso. Wie immer. Nur die Dimensionen in Bosnien sind andere. Wirklich nichts werde archivierte oder dokumentiert. Eine vernünftige Sammlung zeitgenössischer Kultur fehlt komplett. Seit dem Krieg vor 20 Jahren hat sich einfach niemand mehr darum gekümmert. Material findet sich lückenhaft und zufällig in den Händen einiger Privatleute, aber eine systematisch kuratierte Zusammenstellung gibt es nicht. Die geschäftige Frau möchte darauf aufmerksam machen und ein Archiv aufbauen. In der kommenden Woche wird sie Kulturschaffende dazu aufrufen, Beiträge einzureichen, die eine kulturgeschichtliche Bedeutung haben.

Ein neues Bier kommt und ich will wissen, wie man auf... ja auf was denn? Bosnisch? Kroatisch? Serbisch? Serbo-Kroatisch? Wie heißt eigentlich die Sprache auf der ich gerne Danke sagen können möchte? Das sei egal. Also natürlich sei es nicht egal, je nach dem in welchem Kontext man sich befinde, aber eigentlich ist das alles das gleiche. Die Trennung sei völliger Quatsch. Auf der Zigaretenschachtel der geschäftigen Frau steht in der Tat dreimal das gleiche untereinander (einmal mit kyrillischem Alphabet) auf der Rückseite dasselbe fast schon ein bisschen überkorrekt in umgekehrter Reihenfolge, vermutlich um die Gleichwertigkeit zu unterstreichen. Bestimmt angeregt von der internationalen Gemeinschaft oder der EU, die ja bekannterweise an derartigen symbolischen Gesten und demokratischer Kosmetik große Freude hat. Sie waren es auch, die die Trennung der Völker in Bosnien durch das Abkommen von Dayton staatlich institutionalisiert haben. Das erinnert mich an das Essay *Brücke und Tür* von Simmel (wieder Georg, nicht J.M.), indem er beschreibt wie sich Trennen und Verbinden gegenseitig bedingen, wie sich nur verbinden lässt, was vorher getrennt wurde.

Die geschäftige Frau erzählt von den Zigaretenschachteln von früher. Während des Krieges wurden diese aus alten Zeitungen gefaltet. In der Not seien eben solche Objekte entstanden, an denen die Umstände und auch ein Stück Geschichte abzulesen sind. Leider hat sie keine aufbewahrt. Sie teilt ein paar ihrer Kindheitserinnerungen und landet irgendwann bei der Anekdote vom Grammophon: Ein englischer Grammophonhersteller hatte sich nach der Markteinführung in Bosnien über die außerordentlich geringen Absatzzahlen gewundert, bis er feststellte, dass die einzige Musik, die es auf Platte gab, österreichische Klassik war. Wiener Walzer wollte jedoch niemand hören und sich dafür ein Grammophon kaufen erst recht nicht. Der Hersteller begann nun also die ersten Tonaufnahmen traditioneller bosnischer Musik in die Wege zu leiten. So ist es einem englischen Grammophonhersteller zu verdanken, dass es aus jener Zeit Aufnahmen dieser Musik gibt.

Am nächsten Tag begeben mich in das alte muslimische Viertel. Moscheen, Märkte, Cafés und Schischa rauchende Männer und Touristen. Die Sonne scheint und ich flaniere ziellos und wachsam durch die kleinen Gassen, staune über tolle Architektur, die hier und da ein bisschen Restaurierung vertragen könnte und nehme eine schmale Seitenstraße. Ein Mann kommt auf mich zu, fragt mich auf Englisch woher ich komme. Meine Kamera hat mich wohl verraten. »Germany.« Ich bekomme ein Kompliment für meine schönen Beine und eine Einladung zum Kaffee. Ich zögere einen Moment und denke dann warum eigentlich nicht, so ein bosnischer Kaffee ist ja klein und schnell getrunken. Er stellt sich vor und fügt hinzu: »Ein klassischer arabischer Name.« Ob er denn auch Arabisch spreche, will ich wissen. Das tut er. Er beginnt unverzüglich den Koran zu rezitieren und über meine Arabischkenntnisse ist er außerordentlich begeistert. Wir gehen in ein Café in einem Hinterhof. Bei jedem Thema findet er Gelegenheit ein paar Zeilen aus der heiligen Schrift vorzutragen. Immer wieder kommen Leute und grüßen ihn herzlich und respektvoll und sprechen ihn mit seinem Titel an. Er ist Hafiz. Das bedeutet, dass er den gesamten Koran auswendig kann und dadurch hohes Ansehen bei Muslimen genießt, denen er mit seinen religiösen Ratschlägen hilfsbereit zur Seite steht. Seine Auslegungen erscheinen mir jedoch etwas kurios.

Er erklärt mir, dass es durchaus ok wäre mich beispielsweise zu küssen, also islamtechnisch. Das tolle an Allah sei nämlich, dass er Sünden verzeiht. Ich entgegne, dass das, unabhängig davon wie Allah das bewertet, nicht stattfinden wird. Er bleibt respektvoll und höflich, betet zur Sicherheit noch mal alle arabischen Schmalzwörter herunter. Hayyati, Kalbi, Saadi etc. (Mein Leben, mein Herz, mein Glück). Ich könne ihn jederzeit anrufen, falls ich plötzlich das Gefühl kriegen sollte unser Treffen sei Schicksal gewesen. Schließlich seien wir alle nur Schauspieler in Allahs Drehbuch. Ich bin ziemlich amüsiert. Es ist nicht das erste Mal, dass mir ein Muslim die Konversion zum Islam schmackhaft machen möchte. Und auch Flirtversuche von Männern sind mir nicht unbekannt. In einer derart geschickten Kombination, habe ich es allerdings noch nicht erlebt. Seine Versuche werden unterbrochen. Das Telefon klingelt. Geschäftig vereinbart er einen Termin auf Arabisch. Seine Hafiztätigkeit liegt zurzeit etwas brach, die anderen Felder dagegen florieren gerade sehr. Reiche aus Dubai, Katar und Kuwait kaufen Grundstücke und Villen außerhalb Sarajevos. Seine Arabischkenntnisse sind da ganz brauchbar und deshalb arbeitet er seit einer Weile als Immobilienmakler. Er muss los. Ein Interessent aus Dubai möchte sich ein Seegrundstück ansehen. Er bietet mir an, ihn bei seinem Treffen zu begleiten und zeigt mir Fotos auf seinem Handy. Drei Millionen soll es kosten. Ein ziemliches Schnäppchen. 30 km von Sarajevo entfernt. Das Angebot klingt verlockend. Zu gerne würde ich mir den Ausverkauf an die arabische Scheichelite aus der Nähe ansehen. Die Vorstellung mit dem Herrn Hafiz, der bereits darüber nachdenkt, wie ihm Allah seine romantischen Fehltritte verzeihen wird, 30 km alleine im Auto in die Pampa zu fahren, hält mich davon ab. Ich lehne dankend ab.

Ich ziehe weiter. Bin angekommen in jenem Teil der Stadt, in dem es der kapitalistische Einheitsbrei auch ist. Vor der Raiffeisenbank spielt ein Straßenmusikant Gitarre. Eine Traube Menschen hat sich um ihn versammelt und tanzt. Ein Polizist kommt, sagt etwas. Der Musikant bittet die Menge auf Englisch um Hilfe, er verstehe kein Serbokroatisch. Sofort eilen einige herbei und übersetzen. Ich frage zwei Jungs neben mir, was gerade vor sich geht. Es sei nicht erlaubt ohne Genehmigung zu musizieren. Wir kommen ins Gespräch. Die zwei sind ebenfalls Musiker, Studenten an der Musikakademie. Klarinette und Saxophon. Sie laden mich auf ein Bier ein. Die Studentenkneipe ist ziemlich voll. Unter den Bartischen stapeln sich die verschiedenen Instrumentenkoffer der jungen Musikakademiker. Ursprünglich kommen die beiden aus Bihac, einem 60.000 Einwohner Städtchen im Osten Bosniens an der Grenze zu Kroatien. Sie erzählen und kommen ins Schwärmen. Auf ihren Smartphones zeigen sie mir Bilder von atemberaubender Natur. Mit dieser Landschaft sind sie tief verbunden. Das spürt man. Etwas anderes haben sie noch nicht gesehen. Zum Reisen fehle ihnen das Geld. Sie sind froh, dass sie studieren können. Die Eltern haben Arbeit.

Nach dem zweiten Bier geht es um Religion. Sie sind Muslime. Bosnische Muslime eben. Also solche, die mal ein Bier trinken und sonst auch liberal leben. Ziemlich gläubig sind sie trotzdem. Meiner These, alle Religionen seien sich, auf das Wesentliche heruntergebrochen, in ihren Grundwerten doch recht ähnlich und haben historisch betrachtet vor allem praktische Qualitäten, dienen sie doch als Orientierungspunkt für die Organisation von Gesellschaft, stehen sie etwas skeptisch gegenüber. Unsere Blicke einigen sich höflich darauf, dass wir anderer Meinung sind. Im kritischen Verhältnis zum Kapitalismus finden wir dann wieder zusammen. Mit kindlicher Freude zeigen sie mir die Altstadt und die Grenze von Ost-West. In den Boden ist eine Markierung eingelassen und je nach dem in welche Richtung man sich dreht, sieht man entweder historische Architektur und Handwerkskunst vergangener Zeiten oder ein buntes Reklameschilderheer von Läden wie Orsay, Benetton, dm usw., das diese Stadt aussehen lässt wie jede andere auch.

Wir gehen den Berg hinauf Richtung Kovaci, passieren ein niedliches Teehaus. Der Besitzer, ein Mann mit langem, weißem Haar grüßt freundlich. Sie kennen sich. Er trägt bunte Kleidung, ein fröhliches Lächeln und eine Perlenkette. Englisch spricht er nicht, dafür Deutsch. Er lädt mich auf

einen Tee ein. Ich bedanke mich und verspreche die Tage wieder zu kommen. Mit etwas mehr Zeit. Es wird steiler. Ein kurviger Weg aus Kopfsteinpflaster führt uns vorbei an muslimischen Friedhöfen mit weißen Steinsäulen, die das Bild dieser Stadt überall prägen. Endlich oben angekommen erwartet uns ein herrlicher Blick auf Sarajevo, das sich wie eine schmale lange Acht den Fluss entlang streckt und von allen Seiten von bewaldeten Hügeln eingefasst ist. Am Ende des Ramadan, wenn Bayram ist, wird von hier aus in die Luft geschossen. Dann weiß man, dass man das Fasten brechen kann.

Wie versprochen, gehe ich in die Teestube. Der weißhaarige Mann ist gerade aufgestanden und noch ein bisschen gerädert. Er empfiehlt mir einen Sahlep. Liebevoll rührt er den Trunk aus Bergwacholderblüte, Milch und Honig an. Dann bringt er mir Bücher über Bosnien, eine Decke und ist auch sonst ausgesprochen zuvorkommend. Der 8 qm Raum fühlt sich an wie sein Wohnzimmer und so kommen wir schnell ins Gespräch. Sein Deutsch hat er in der Schweiz gelernt. Während des Krieges in den 90er Jahren hat er dort zwei Jahre gelebt und versucht Asyl zu bekommen. Es wurde abgelehnt. Nun ist er hier. Den kleinen, liebevoll eingerichteten Laden übernahm er von seinen Eltern und diese wiederum von ihren. Das Geschäft mit traditionellem Holz- und Tischlerhandwerk nebenan gehörte ursprünglich auch dazu. Das betreibt nun seine Schwester.

Zwei Australier setzten sich an meinen Tisch. Everything is so amazing in Europe and so cheap. And so great and so on and so on. Es gesellt sich ein Rückkehrer aus der Diaspora dazu, den die Australier einige Tage zuvor in irgendeiner Bar kennengelernt hatten. Der Aufsteiger ist in Berlin aufgewachsen. Arbeitet im Immobilienbusiness in Malaysia. Ist dadurch beruflich an keinen Ort gebunden und von daher nun wieder hier. Mit typischen Aufsteigerphrasen lästert er über sozialschmarotzende Migranten in Deutschland, die eigenen Landsleute, die Sinti und Roma und die radikalen Palästinenser in Neukölln. Ich habe genug gehört. Ich gehe.

Es ist spät geworden. Und dunkel. Der Markt ist bereits geschlossen. Im Supermarkt stoße ich auf die alte Signifikat vs. Signifikant-Problematik und habe Mühe das Gemüse richtig abzuwiegen. Bezeichnet nun das was auf dem Schild steht, das was ich in der Hand halte? Mit Pantomimen und der Hilfsbereitschaft anderer Gemüsekäufer fülle ich schließlich erfolgreich meinen Einkaufswagen. Die Hälfte der Zutaten muss ich an der Kasse wieder abgeben. Nicht etwa weil sie falsch beschriftet sind, sondern weil sie schlichtweg im System fehlen. Es habe gerade eine Umstellung gegeben. Diese Süßkartoffel ist momentan unkaufbar.

Zu Hause bereite ich aus den Dingen, die ich kaufen konnte, ein bisschen Bruschetta zu. Der Saxophonspieler und der schöne Bassist kommen von den Proben zurück. Der schöne Bassist geht sofort an den Computer. Er will noch ein kleines Promo-Video für die Tour zu Ende schneiden. Währenddessen zeigt mir der Saxophonist auf seinem Ipad die Fotos seiner sechs Wochen alten Tochter. Die Tour wird sicher hart für ihn. Für das Vater-Sein bleibt wenig Zeit, wenn man mehr als 200 Tage im Jahr unterwegs ist. Ich stelle fest: Rockstar sein ist ziemlich harte Arbeit.

Am nächsten Morgen holt uns der Gitarrist ab. Ich setze mich auf die Rückbank neben den Kindersitz. Wir fahren in ein Viertel abseits der Innenstadt. Das ganz normale, fast schon etwas biedere Haus liegt in einer bürgerlichen Wohngegend. Es ist das des DJs. Zwei Kampfhunde warten am Tor. Ähnlich der Bandmitglieder sind auch sie besser erzogen und freundlicher als sie auf den ersten Blick scheinen. Nein, sie sind alle herzallerliebste. Im Untergeschoss des Hauses hat sich die Band einen Proberaum und ein Studio eingerichtet. Alles ist voll mit technischen Geräten mit unzähligen Knöpfen, riesigen Boxen, Pedalen, Kabel liegen auf dem Boden und dann sind da natürlich noch die Instrumente: Ein Schlagzeug, eine Gitarre, ein Bass, ein Saxophon, sowie ein Set Turntables, zwei Mikrophone für die beiden Sänger und eine Art Kontrollcenter für den

Soundengineer. Achtsam haben die Musiker alle ihre Schuhe ausgezogen und gegen ein paar Fleeceeschlappen im Großvater-Look getauscht, was in Kombination mit einer E-Gitarre ein herrliches Bild ergibt. Ich weiß zunächst nicht so recht wohin mit mir und finde auf einem Sofa neben den Gitarrenpedalen Platz, stecke mir ein Stückchen Taschentuch in die Ohren und lehne mich zurück. Die Truppe hat sichtlich Freude an ihrer Musik, einen Haufen Energie und legt auch ohne Publikum eine großartige Live-Performance hin. Die Musik macht Spaß. Nicht zuletzt auch wegen des Humors, der sich durch die kritischen und provokanten Texte zieht.

Sie spielen ihre neuen Songs und eine neue Version vom Euro Song. »Auf Wiedersehen Miss Merkel, you are not my friend.« oder »Mr. Sarkorzy, parlez-vous gypsy?«, indem sie sich auf humorvolle Weise darüber auslassen, dass sich ihre europäische Zugehörigkeit als Bosnier auf die Teilnahme beim Eurovision Song Contest beschränkt. Dabei gibt es wenig Hoffnung, dass sich daran etwas ändert. Eine Aufnahme in die EU ist für Bosnien nicht zuletzt seit der Westbalkankonferenz, zu der Merkel im Sommer nach Berlin geladen hatte, in sehr weiter Ferne. Während die anderen Balkanstaaten bereits über einen Beitritt verhandeln, bleibt es für Bosnien vorerst lediglich beim Assoziierungsabkommen. Verständlicherweise lautet also die Punchline: »I'm sick of being European just on Euro Song«.

In den kurzen Pausen wird die Aufnahme gecheckt, der Hund gestreichelt, ein bisschen Burek genascht, am Joint gezogen und schon sind alle wieder an ihrem Platz. Hochkonzentriert und einsatzbereit.

Der schöne Bassist hat noch einen Termin. Ein paar Stunden später ist er zurück. Das Meeting war spannend. Er hatte den Initiator eines IT-Hubs getroffen. Es ist ganz neu und das erste dieser Art: Ein Co-Working Space für IT-Firmen, die sich noch daran gewöhnen müssten gemeinsam mit der Konkurrenz in einem Raum zu sitzen. Es laufe ziemlich gut an. Das Hub selbst liegt in einer zuvor leerstehenden Fehlinvestition malaysischer Immobilienhaie. Sie hatten nach dem Vorbild aus der Heimat einen großen Komplex gebaut. Ein All-in-One Gebäude mit integrierten Restaurants, Shopping Center, Fitness Club, Pool-Anlage, Personal. Das überschaubare Sarajevo funktioniert allerdings anders als die Millionenmetropole Kuala Lumpur und ein asiatischer Luxuskomplex funktioniert hier eben nicht. Die malaysischen Investoren hatten sich mächtig verkalkuliert und einen wichtigen Punkt übersehen: In Bosnien gibt es für so ein Projekt keine Nachfrage. Eine Etagenwohnung mit allerlei Services ist hier wenig attraktiv. Wer in Bosnien Geld hat, baut sich eine Villa. Das Gebäude stand folglich leer und die Malaysier befinden sich mittlerweile wegen Geldwäsche oder einem ähnlichen Tatbestand im Gefängnis in ihrer Heimat. Das Hub konnte davon profitieren und günstig mehrere Etagen mieten.

Wir machen uns auf zum *Delikatessen*, a.k.a. *the office*, treffen die geschäftige Frau, die gerade mit einem Filmmacher quatscht. Sie erzählt mir von einer Arbeitsgruppe, die sich nach den Protesten im Februar gegründet hat. Gemeinsam mit anderen Kulturschaffenden hatten sie Netzwerke zusammengelegt, Freundeskreise mobilisiert und den Arbeitskreis für Kultur gegründet. Daraus ist ein Grundsatzprogramm für Kulturpolitik entstanden, das sie an den Kanton Sarajevo übergeben haben. Es geht darum eine politische Grundlage zu schaffen, damit Kulturpolitik überhaupt möglich wird. Sie mailt mir die deutsche Version und ich muss feststellen: Es ist kein utopisches Künstlermanifest, sondern ein erschreckend nüchternes Schriftstück mit einem klaren Sechspunkte-Plan, der nur noch umgesetzt werden müsste. Formuliert sind Forderungen nach Basisstrukturen, wie sie für einen Mitteleuropäer längst Selbstverständlichkeit sind. Zentraler Punkt ist die Entwicklung einer Kulturstrategie und die Gründung eines Rates für Kultur und Kunst, weil es beides bislang schlichtweg nicht gibt. Außerdem wird ein Plan eingefordert, der festlegt, wie die sieben Kulturinstitutionen ohne Status erhalten werden können. Darunter sind: das Historisches

Museum Bosnien Herzegowina, die National- und Universitätsbibliothek Bosnien und Herzegowina, die Kunstgalerie Bosnien und Herzegowina und die Kinothek BiH. Kurz: Es geht um nicht weniger als die großen nationalen Sammlungen und Archive, die derzeit auf Grund von fehlender Zuständigkeiten völlig außer Acht gelassen werden, während in den Depots das Kulturgut wegen falscher Lagerung verschimmelt.

Ein weiterer Punkt ist die Personalpolitik. Mehr Transparenz, eine Entpolitisierung und fachliche Qualifikation sind es, was sich die Kulturschaffenden für die Führung des Ministeriums wünschen. In einem Land voller Vetternwirtschaft und Korruption wenig aussichtsreich. Die geschäftige Frau bringt es auf den Punkt: »Wir brauchen in diesen Positionen Menschen, die sich mit Kulturmanagement auskennen. Zurzeit ist es reine Willkür.« Ein bisschen Hoffnung bleibt. Das Ministerium habe überraschend wohlwollend auf die zivilgesellschaftliche Initiative reagiert. Die geschäftige Frau zeigt uns ihre Entwürfe für eine Theaterproduktion, für die sie gerade arbeitet. Ohnehin hat sie zurzeit viel zu tun. Das internationale Theatertreffen MESS steht kurz vor der Tür. Offiziell ist sie allerdings arbeitslos. Ein System für Freelancer und freischaffende Künstler fehlt komplett. Für Kulturschaffende, die hier wie überall projektbezogen und auf Honorarbasis arbeiten gibt es keine Möglichkeit in eine Renten- oder Sozialkasse einzuzahlen. Auch das müsse sich ändern.

Wir gehen nach nebenan ins Restaurant. Gleicher Besitzer, gleiches Publikum. Gehobene mediterrane Küche. Guter Wein. Delikatessen eben. Danach geht es zurück in die Bar. Wir treffen eine Menge Leute und irgendjemand bringt laufend neuen Rakjia. Davon wird auch der schöne Bassist wieder wach und es geht weiter. Unterwegs machen wir kurz Halt in einem Pub mit Livemusik. Die geschäftige Frau blickt irritiert in die Runde und betont noch nie hier gewesen zu sein. Aufgetakelte Bosnierinnen und aufgeblasene Machos grölen betrunken traditionelle Songs. Nun sehe ich auch mal im Ansatz das, was ich als gängiges Jugo-Klischee aus dem deutschen Fernsehen kenne. Unsere Sozialstudie hat die Dauer eines Rakjia und wir ziehen weiter. In der Altstadt im Hinterhof eines der flachen muslimischen Bauten befindet sich ein bisschen versteckt der Eingang zu einem Club, der sich angeblich in der Queer-Szene großer Beliebtheit erfreut, was die geschäftige Frau auffällig häufig betont und mir den Eindruck gibt, dass kein Problem mit Homosexualität zu haben, hier wohl subversiv hip aber nicht Normalität ist. Es läuft belangloser Techno. Zum ersten Mal seit vier Tagen. Auch musikalisch waren sie eine Reise in eine andere Welt gewesen. Nach einer Weile will ich tanzen. Ein einsames Bedürfnis in unserer Dreierunde. Auf der Tanzfläche werde ich mit männlicher Aufmerksamkeit empfangen. Der Versuch ein bisschen für mich alleine zu tanzen, scheitert. Männerhände greifen nach meinen. So queer scheint der Laden doch nicht zu sein, denke ich. Im Viervierteltakt muss ich erklären, dass ich alleine ganz zufrieden bin. Das Konzept ruft Verwunderung hervor und scheint hier nicht zu existieren. In der Ferne sehe ich, wie sich der schöne Bassist seinen Weg zu mir bahnt. Seine Anwesenheit ermöglicht mir für einen Moment in Ruhe zu tanzen. Eine Sekunde später greift erneut eine Männerhand nach meiner. Es ist der schöne Bassist. Zwei Mädels haben sich um seinen Hals geworfen, zerren an ihm herum, rufen aufgeregt den Namen der Band und sind sichtlich erregt und erfreut von ihrem Fang. Nun braucht er Hilfe. Wir gehen.

Am nächsten Morgen zeigt der Rakjia seine Nebenwirkungen. Zum Mittagessen sind wir wieder ausgehertigt. Das Restaurant Kob Kibeta liegt an einem dieser Hügel, die Sarajevo umgeben. Der Blick ist gigantisch. Ausgesprochen geschmackvoll ist hier eine beeindruckende Mischung aus traditionellem Interieur und moderner Architektur gelungen. Alles ist wunderschön. Die Einrichtung, das Geschirr, die Deko und der Mensch, mit dem ich dort bin. Bei einem köstlichen, traditionellen Kalbsgericht und mit Blick auf die Berge sprechen wir über Skifahren und das touristische Potenzial der Stadt, schließlich habe es hier 1984 Olympische Winterspiele gegeben.

Man müsse eben nur mal ein bisschen investieren und vernünftige Lifтанlagen bauen. Und wieder geht es um Politik. Und um die Band. Der schöne Bassist erzählt, dass das britische Militär am Donnerstag bei den Proben war. Sie wollten ein paar Fragen stellen. Offenbar haben sie bemerkt, dass die Band und die Inhalte ihrer Songs eine gewisse Reichweite haben. Der schöne Bassist wirkt ziemlich unbeeindruckt von dem Besuch. Seit den Protesten im Februar ist die Subkultur interessant für die internationalen Kräfte, die hier immer noch herumgeistern und scheinbar gerade dabei sind, ein Stimmungsbild zu erstellen, um die Potentiale der Zivilgesellschaft abzuschätzen. EUFOR Althea, nennt sich eine dieser Missionen nach mehreren Namenswechseln nun. Die Liste internationaler Fadenzieher ist lang. An ihrer Spitze steht der Hohe Repräsentant, der angeblich außer ein hohes Gehalt zu beziehen, gar nichts mehr tut. Mal wieder eine bittere Bilanz, die wir uns diesmal mit einer Nachspeise versüßen. Wir bestellen gemischte Desserts, süße Teilchen, Baklava und Zuckergebäck, sowie Pflaumenmus. Und bosnischen Kaffee, der uns in kleinen liebevoll gearbeiteten Metallgefäßen serviert wird.

Auf unserem Spaziergang bergab Richtung Innenstadt passieren wir ein sehr altes Gebäude. Der schöne Bassist erklärt mir die Merkmale typisch bosnischer Architektur, die geprägt ist von hervorstechenden Balkonen und kunstvoll gearbeiteten Holzfenstern. Uns kommen einige Straßenhunde entgegen. Für mich kein unbekanntes Thema. Über die Konditionen der Straßenhunde auf dem Balkan, meine ich mehr Berichte gelesen zu haben, als über die der Menschen dort. Der schöne Bassist erzählt, dass sich die Straßenhunde ständig vermehren. Das ist ein großes Problem. Nicht zuletzt wegen der Muslime, die aus religiösen Gründen mit Hunden nicht besonders warm werden. Bis vor Kurzem wurden sie einfach eingesammelt und erschossen. Also die Hunde. Allerdings gab es daraufhin international heftigen Druck. Viele Tierschützer brachten das Thema auf die Agenda west- und mitteleuropäischer Medien, so dass schließlich auch politisch Druck gemacht wurde. Das Erschießen von Straßenhunden wurde verboten. Internationale Gelder flossen, die dafür gedacht waren, den Hunden ein Heim zu bauen. Doch statt der Hunde, verschwanden die Gelder in den Taschen korrupter Politiker. Ein Heim wurde nie gebaut. In der Konsequenz leben die Hunde eben auf der Straße, werden nicht mehr erschossen und vermehren sich ungestört endlos.

Nicht, dass ich das Erschießen von Tieren irgendwie erstrebenswert fände, aber ich frage mich dennoch, wieso es so viele Menschen gibt, die offensichtlich über ausreichend politisches Bewusstsein verfügen, sich für Tierrechte zu engagieren und sich breite Teile der Bevölkerung dafür mobilisieren lassen, während Menschenrechtsthemen vielen völlig egal zu sein scheinen. Schließlich werden Menschen in dieser Welt auch ständig erschossen oder tödlichen Gefahren ausgesetzt. Und das teilweise direkt vor unseren Türen und Landesgrenzen. Unterstützer für den Bau einer vernünftigen Unterkunft für Flüchtlinge zu finden, scheint schwieriger zu sein als für den Bau eines Tierheims für Hunde. Das ist doch absurd. Vermutlich ist es einfach leichter die Missstände in anderen Ländern anzuprangern, als die im eigenen anzugehen. Es kann doch irgendwie nicht sein, dass bosnische Straßenhunde eine größere Lobby haben als Menschen auf der Flucht.

Der schöne Bassist hat ein Meeting und ich nutze die Zeit um mir die Art Gallery und das Srebrenica Museum anzusehen. In der Art Gallery sind auf zwei Etagen eine Ausstellung mit Fotografien von Istanbul aus osmanischer Zeit und eine Ausstellung mit junger zeitgenössischer Kunst aus der Türkei zu sehen. Ich bin die einzige Besucherin und bekomme nun ein Gefühl für das, was die geschäftige Frau einige Tage zuvor beschrieben hatte. Die Ausstellungen sind völlig belanglos. Zu sehen ist hier vor allem Verfall. Eine Serie von Malereien ist sogar wirklich am Schimmeln. Und nein, das soll nicht etwa so sein, wie bei Dieter Roth. Das geht hier einfach kaputt. Es lässt sich nur erahnen, in welchem Zustand die weit pflegebedürftigeren Objekte aus

vergangenen Jahrhunderten sind. Ein Bild davon machen, kann ich mir nicht. Das National Museum ist komplett geschlossen. Auf unbestimmte Zeit.

Anders das Srebrenica Museum. Auf Initiative des Fotografen Tarik Samarah ist dieser Ort entstanden. So sieht Kultur aus, wenn sie von Leuten gemacht wird, die etwas davon verstehen. Zunächst betritt man einen Raum mit Portraits der Opfer. Es sind ein paar hundert, ein Bruchteil der realen Zahl dieses Genozids. An PCs ist eine interaktive Karte der Ereignisse zusammengestellt. Jeder Tag der Geschehnisse ist chronologisch rekonstruiert, mit UN-Reporten und Videoausschnitten des nicht ganz unumstrittenen Prozesses vor dem Kriegsverbrechertribunal in Den Haag. Auch wenn die Computerspielästhetik streitbar ist, ist es ausgesprochen gut gemacht. Im zweiten Raum geben großformatige Schwarz-Weiß-Fotografien ein Gefühl des Unvorstellbaren. Zu sehen ist neben Aufnahmen der Gräber und persönlichen Sachen der Opfer beispielsweise auch ein Besuch von ranghohen Politikern, die etwas verloren auf einem Feld neben einem Massengrab ihre Telefone nach Handyempfang ausrichten. Auf Text wird nahezu vollständig verzichtet. Im hinteren Teil zeigt eine Ausstellung mit Fotografien von Sarajevo in Kriegszeiten die Normalität im Ausnahmezustand. Eine junge Frau führt informativ und in perfektem Englisch durch die Räume. Insgesamt bin ich tief berührt. So unvorstellbar. Während meine größte Angst als kleines Mädchen die Spinne an der Decke war, verbrachte der schöne Bassist seine Kindheit in einem schrecklichen Krieg. Wie können wir uns so gut verstehen und gleichzeitig auf so unterschiedliche Erfahrungen zurückblicken?

Auf meinen Wunsch fahren wir am nächsten Morgen auf den Markt in Stup, ein bisschen außerhalb von Sarajevo. Wir nehmen die Straßenbahn. Die Waggons sind immer unterschiedlich, meist ausrangiert aus anderen Städten. Wien, Prag usw. Was ich irgendwie romantisch charmant finde, ärgert den schönen Bassisten. Auch der öffentliche Nahverkehr sei eine Katastrophe, bzw. würden auch hier einfach viel zu viele Leute arbeiten, die keine Ahnung von der Materie hätten. Die Lösungen lägen wieder mal auf der Hand, scheitern nur wie so oft an der Vetternwirtschaft. Wir steigen aus, klettern über eine Baustelle und überqueren im Pulk die Autobahn. Sie ist nicht in Betrieb. Noch nicht. Jetzt so kurz vor der Wahl soll sie noch schnell fertig werden, um ein gutes Licht auf einen der Politiker zu werfen, der sich sein Engagement für die Wahlkampfphase aufgehoben hat. Eigentlich sollte sie schon in Betrieb sein. Die anderen Länder haben ihr Soll für das Großprojekt Adriatisch-ionische Autobahn, die den Balkan nun infrastrukturell mit dem restlichen Europa verbinden soll, längst erfüllt. Nur in Bosnien und Herzegowina kommt der Bau nicht voran. Aufgrund der schlechten Straßen brauche man für wenige Kilometer unverhältnismäßig lange. Für einen tourenden Musiker ist das ziemlich nervig.

Der Trampelpfad zum Markt führt uns an einer nagelneuen Moschee vorbei. Sie steht direkt neben der Autobahn. Der Besitzer eines Gebäudes neben der Moschee hatte den Bau des Gotteshauses finanziell kräftig unterstützt. Wohl mit der Hoffnung, dass der Verlauf der Autobahn geändert würde, wenn die Moschee einmal steht und damit auch sein Gebäude vor dem Abriss zu retten sei. Seine Hoffnung ist nicht aufgegangen. Die Moschee durfte bleiben. Sein Gebäude nicht. Auf der anderen Seite steht ein Wohnkomplex aus den 00er Jahren. Irgendwas sei da allerdings auch illegal. Die Eigentümer der dortigen Wohnungen können diese nun nicht wieder offiziell verkaufen. Halb Baustelle, halb Autobahn, halb Leerstand. An jeder Ecke die Auswüchse von Korruption und Vetternwirtschaft. Dazwischen bahnen sich die Menschen ihre Wege über und durch die Absperrungen. Auf dem Markt gibt es alles. Möbel, Kleidung, Essen. Neuware made in China und Vintage-Funde made in Jugoslawia. Beige Teppiche scheinen der Renner zu sein. Ich kaufe eine bosnische Kaffeemühle und ein paar alte Fotos aus dem letzten Jahrhundert. Eine Mischung aus Neugier und Voyeurismus stellt sich ein, während ich die Abbildungen durchsehe. Wir unterhalten uns darüber, wie komisch es sich anfühlt, so materiell in die Privatsphäre anderer Leute

einzugreifen. Ein analoger Abzug wirkt eben doch sehr viel intimer, als die Facebook-Flut, die sich ununterbrochen im Newsfeed-Wasserfall ausschüttet.

Weniger hektisch fließt die nahegelegene Željeznica, ein Nebenfluss der Bosna. Wir folgen ihr stadtauswärts Richtung Ilidža. Es gibt wieder Bäume. Nicht weit vom Ufer erreichen wir einen Platz mit Kaffeehäusern aus österreichischer Zeit. In der Ferne tönt Livemusik und ich möchte sehen, was da los ist. Ein paar Kinder spielen mit roten Luftballons. Der schöne Bassist wird langsamer und bleibt schließlich stehen. »Wahlkampf«, kommentiert er trocken und schlägt vor einen Kaffee trinken zu gehen. Ich will mir diesen Wahlkampf mal ganz kurz ansehen, aber der schöne Bassist weigert sich. Im Scherz frage ich ihn, ob er nun befürchte als Celebrity auf einer Wahlkampfveranstaltung gesehen zu werden und Angst vor falscher Assoziation habe. Er versteht an dieser Stelle plötzlich keinen Spaß mehr und bleibt vehement. Ob es denn wirklich so schlimm sei, will ich wissen. Das ist es. Wir lassen das.

Die Sozialdemokratische Partei hatte seine Band mehrfach angefragt und sehr viel Geld geboten, damit sie auf einer ihrer Veranstaltungen spielen. Auch ihnen ist nicht entgangen, dass sie einen merklichen Einfluss auf interessante Wählerschichten haben. Ihre Songs haben bei youtube mittlerweile dreimal so viel Clicks wie Bosnien Einwohner. Beim letzten Konzert in Sarajevo kamen 12.000 Leute. Familien und ältere Herrschaften waren ebenso vertreten wie die zu erwartende Altersklasse von 15-30. Es sei ein sehr gemischtes Publikum. Davon waren sie selbst sehr überrascht, schließlich sprechen sie in ihren Texten offen in scharfem Ton über Politik, benutzen Schimpfwörter und thematisieren Marihuana. Die mehrfachen Anfragen der damaligen Oppositionspartei haben sie aber stets abgelehnt. Das letzte was sie wollten, war es, der Spielball korrupter Politiker zu werden. Dennoch konnten sie es nicht verhindern. Nach der letzten Wahl, bei der die Sozialdemokraten große Gewinne verzeichnen konnten, hatten sich Parteivertreter auf einer Wahlsiegeskundgebung ungefragt der Punchline einer ihrer Songs bedient. Die ganze Menge hatte mitgesungen und den call-and-response Part zurückgerufen. Es sei ein beschissenes Gefühl gewesen, so instrumentalisiert zu werden.

Nach dem Sieg der Sozialdemokraten gab es im Land bei einigen die Hoffnung, dass sich etwas ändert. Sie wurde enttäuscht. Die Sozialdemokraten bildeten eine Koalition mit den Nationalisten und verhielten sich genauso korrupt und daneben, wie ihre Vorgänger. Das Kernproblem war und ist: Alle blockieren sich gegenseitig. Nicht einmal auf ein gemeinsames Schulsystem konnte sich die zersplitterte Politik einigen. Die Bosnier werden nach Ethnien getrennt unterrichtet. Mit unterschiedlichem Stoff. Vor allem das Thema Geschichte führe zu Konflikten, weshalb die eigene Landesgeschichte nach Jugoslawien einfach komplett im Lehrplan fehlt. Es sei daher umso wichtiger den gesellschaftlichen Diskurs anzuregen und Politik, Korruption und Rassismus zu thematisieren. Mit ihrer Musik wollen sie eben bei jener jungen Generation ein kritisches Bewusstsein fördern und dem durch korrupte Politiker geschädigte Bild von politischer Kultur eine alternative Möglichkeit der Auseinandersetzung gegenüber stellen. Demokratie sei bekanntlich mehr als nur alle paar Jahre ein Kreuz zu machen. Wobei die geringen Wahlbeteiligungen der letzten Wahlen andeuten, dass die Frustration in der Bevölkerung bereits diese Minimalpartizipation zum Erliegen bringt. Diesmal stehen erstmals auch die an den Urnen, die den Krieg nicht miterlebt haben und unbefangener wählen könnten.

Ich frage, wer denn nun so zur Wahl steht. Nun, da ist einmal der Sohn des ersten Präsidenten Bakir Izetbegovic, Anhänger einer bosnisch nationalistischen Partei. Er stellt sich als Vertreter der Bosniaken (und wird einige Wochen später als Sieger dieser Wahl hervorgehen). Das Wahlsystem sieht vor, dass für jede der drei offiziellen Ethnien ein Präsident gewählt wird, die sich dann alle paar Monate mit dem Vorsitz abwechseln. Damit ist eine undemokratische Struktur in das politische

System eingeschrieben, weil Minderheiten wie Juden oder Sinti und Roma gar nicht die Möglichkeit haben, repräsentiert zu werden. Außerdem verstärkte das System die Trennung der einzelnen Ethnien, die vor allem eine instrumentalisierte ist. In jugoslawischen Zeiten verstanden sich laut des schönen Bassisten einfach alle als Bosnier. Der Begriff Bosniake sei erst in den 90er Jahren im Zuge nationalistischer Strömungen mit gezielt politischer Motivation wirklich verbreitet worden.

Ein weiterer Kandidat, der ebenfalls für die Bosniaken antritt, ist der Krempelärmeltyp Fahrudin Randoncic, der es durch dubiose Machenschaften zu einigen Millionen gebracht hatte. Wir nennen ihn so, weil in der ganzen Stadt plakatiert ist, wie er sich die Ärmel hochkrepelt. Der Medienmogul und reichste Mann Bosniens will offensichtlich anpacken (oder das zumindest der Wählerschaft glauben machen). Ihm gehört die Zeitung Dnevni Avaz, die im Avaz Twist Tower, dem höchsten Gebäude des Balkans, ihren Sitz hat. Er ist außerdem der Besitzer der Druckereien, die die anderen Tageszeitungen drucken, was ihm eine außerordentliche Macht über die Medienlandschaft gibt. Gegen ihn kursieren Vorwürfe wegen Korruption, Waffengeschäfte während des Krieges und Verbindungen zur Mafia. Sein politisches Engagement scheint der Versuch zu sein, sich öffentlich zu rehabilitieren, indem er die Vorwürfe als erfundene Schadensversuche seiner politischen Gegner darstellt. Dass die Zeitung natürlich nicht unabhängig, sondern tendenziös für ihn schreibe, weist er öffentlich von sich. Nach seiner Scheidung sei angeblich alles in die Hände seiner Frau gefallen. Er sei nun ein quasi mittelloser Mann. Na klar. Alternativ sind dann noch die bereits erwähnten Sozialdemokraten und über 60 weitere Parteien, die die politische Landschaft nicht gerade übersichtlich machen.

Wir gehen nach Hause. Der schöne Bassist ist bei einer Filmemacherin eingeladen und ich will die Freunde nicht stören, zumal sie sich ja auch so gut wie nie sehen. Ich gehe also in die Stadt. Diesmal entlang der anderen Flussseite. Es ist ein sehr schöner Weg mit wundervollen alten Bäumen, deren Laub sich herbstlich zu färben beginnt. Obwohl die Stadt von Wäldern umgeben ist, sind Bäume eine Rarität in Sarajevo. Die meisten Parks sind während des Krieges von der Bevölkerung abgeholzt worden, weil sie Feuerholz brauchte. Nur hier wo es zu gefährlich war, da blieben sie stehen. Die Allee markiert also die Frontlinie und das No-Mans-Land. Sie verläuft parallel zur sogenannten Snipers-Alley, in der der schöne Bassist wohnt. Von seiner Dachterrasse aus hatte er mir gezeigt, wo damals die Überseecontainer als Schutzschild zum Überqueren der Straße standen. Es ist spannend nun an den Orten zu sein, die ich einige Wochen zuvor in dem berührenden Film *1395 Days without Red* von Sejla Kamerić und Anri Sala zufällig bei Videoart at Midnight im Babylon gesehen hatte.

Zurück in der Wohnung treffe ich den schönen Bassisten. Er ist sichtlich aufgewühlt. Sie haben lange und intensiv diskutiert. Über Politik, über Kultur und über beides zusammen. Welche Verantwortung Erfolg mit sich bringt. Was er überhaupt bringt. Und wie es sein kann, dass er maßgeblich von außen kommt. Er steckt noch halb in seiner Erregung über die Zustände, wirkt gleichermaßen verzweifelt und wütend. Es könne doch nicht sein, dass die Kulturschaffenden im eigenen Land keine Anerkennung bekommen, während sie international gefeiert werden. Auf der Berlinale hatte die Filmemacherin den goldenen Bären bekommen. Hier ist das eher irrelevant. Und auch Sejla Kamerić, die ihre Arbeiten gerade in einer großen Ausstellung in Berlin präsentiert hat, war an der Kunsthochschule in Sarajevo immer wieder damit konfrontiert, dass sich einige Professoren von ihren progressiven Ansätzen bedroht fühlten. Das könne doch nicht sein.

Es gäbe aber auch Ausnahmen. Der schöne Bassist erzählt von einem Professor, bei dem er damals studiert hatte und der ihn sehr geprägt hat. Nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich sei er außerordentlich begabt. Seit einigen Monaten habe er allerdings keinen Lohn mehr bekommen.

Anderswo hätte er sich etablieren können. Doch er ist geblieben. In seiner Stimme höre ich großen Respekt. Nun geht es ihm wie den meisten anderen hier, die bei einem durchschnittlichen Einkommen von ein paar hundert Euro zusehen müssen, wie sie über die Runden kommen. Das sei einfach nicht fair. Von einer Sekunde auf die andere schläft er plötzlich.

Es ist der letzte Morgen. Wir sitzen auf seiner Terrasse, trinken Kaffee und blicken uns ungläubig an. In ein paar Minuten geht mein Taxi zum Flughafen. Zeit zurückzukehren.

Was sie da eigentlich geschrieben hatte, konnte sie nicht so wirklich definieren. Sie und der schöne Bassist hatten es scherzhaft 'the embedded journalism project' genannt, weil sie alles so genau wissen wollte und sie ja schließlich in einem Bett geschlafen hatten. Zurück zu Hause wusste sie jetzt, dass jemand, der eigentlich gar nicht wohnt, es trotzdem schaffte seine Wohnung geschmackvoll einzurichten.

Sie googlete »Eckcouch« und »Ebay Kleinanzeigen«. Beim Anblick diverser Geschmacklosigkeiten änderte sie ihre Suche schnell auf »Recamière« und klickte sich durch die Angebote abgewirtschafteter Wohnlandschaften. Warum tat sie das?

Noch ein halbes Jahr würde sie definitiv in dieser Wohnung bleiben. Danach? Wer wusste das schon. Alles konnte sie sich vorstellen. Überall. Fünf Jahre hatte sie dann in einer Wohnung verbracht, die es immer noch zu beleben galt. Eines der Zimmer hatte sie in dieser Zeit so gut wie gar nicht betreten, es dafür aber mehrmals umgeräumt. Letzte Woche hatte sie zum ersten Mal gestrichen. Den halben Flur. Den hinteren Teil. Den, der zu dem Zimmer führte. (Man könnte es als eine Art Annäherung betrachten.)

Die Couchgarnitur in *seiner* Wohnung damals hatte sie immer überfordert. Sie war ihr aufgefallen. Beim allerersten Besuch. Sie hatte dem Mobiliar ziemlich viel Bedeutung beigemessen. Ein derart teures und riesiges, ja immobiles Möbelstück anzuschaffen, lag ihr zu dieser Zeit fern. Unvorstellbar. Die Couch lud ein zum Sesshaftwerden. Er wusste offensichtlich bereits wo er sein wollte. Mehr noch: Wo er bleiben wollte.

Und auch sie blieb eine Weile. Sie genoss die Geborgenheit einer Couch, die sie zu kaufen nie bereit gewesen wäre. Es war angenehm sich zurückzulehnen und die Füße hochzulegen. Er war eingerichtet. Geschmackvoll und trotzdem gemütlich. Seine Einrichtung war die Richtige. Seine Richtung war es nicht. Sie wollte doch ganz woanders hin. Sich im Kreis drehen. Auf Zehenspitzen tänzeln. Mit festen Schritten marschieren. Auf dem Boden kriechen. Gegen die Wand laufen. An die Decke springen. Wieauchimmer, sich einfach frei bewegen können. Sie brauchte Platz, keine Couchgarnitur.

In seiner Wohnung war es außerdem immer viel zu warm gewesen. Trockene Heizungsluft ließ sie unangenehm schwitzen. Es war nicht das befreiend lebendige Schwitzen in der Sauna, das beim Sex oder Sport. Nein, es war ein Schwitzen, wie es in stickigen Büros, alten Turnhallen und Krankenhäusern auftrat. Oder eben in übertrieben beheizten Reihenhäusern, deren Bewohner im Winter mit T-Shirts und Schlafanzügen herumliefen und gar nicht zu merken schienen, wie verbraucht die Luft um sie herum war.

Dann hatte sie Platz. Verlegen stellte sie schließlich irgendwann doch ein kleines Sofa aus den 50er Jahren in den Raum. Es sah schön aus, war aber nicht gemütlich. Die Sitzfläche war zu klein, um sich zurückzulehnen oder die Füße hochzulegen. Steif und angespannt war sie darauf platziert. Gesessen hatte sie auf dieser Fehlkonstruktion in viereinhalb Jahren vielleicht insgesamt

zusammengerechnet knappe drei Stunden. Auf ein kleines Stück dieser Geborgenheit hatte sie gehofft. Vor einer Weile hatte sie es kurzerhand verkauft. An zwei neu zugezogene Hipster, die es – wie sie damals – in der U-Bahn transportierten. Impulsartig war ihr klar geworden, dass sie nie wirklich ein Sofa wollte. Eher ein daybed, eine Liege. Etwas für die Rast zwischendurch. Denn ein bisschen ruhen wollte sie schon. Dabei aber Tagträumen, nicht sesshaft werden.

Dafür legte sie sich sofales meist ins Bett. Auch sie brauchte Wärme. Hatte dort drei Decken mit weißer Hotelbettwäsche bezogen und genoss das schwere Gewicht auf ihrem Körper. Allerdings bei offenem Fenster und frischer Luft. Dort lag sie nun und fragte sich, was hatte sie dazu bewegt nach einer Couchgarnitur zu googlen? Was wollte sie denn jetzt? Sesshaft werden in einer Wohnung, die ihr seit Jahren zu dunkel und zu groß war? Sich einmal noch beweisen, dass sie es schaffen würde, repräsentative Gemütlichkeit und Geborgenheit zu erzeugen, bevor sie weiterzog? Damit es eine Entscheidung war und kein Scheitern?

Dabei war es nur dieser eine Raum. Küche, Bad und Schlafzimmer mochte sie. Die machten ja auch Sinn. Aber das andere Zimmer war unheimlich. Sie hatte diesen dritten Raum, den sie nicht mit Identität gefüllt bekam. Sie wusste einfach nicht, wie man wohnt.

Sie erinnerte sich an frühere Wohnungen. Eigentlich hatte sie sich immer wohlfühlt. In Toulouse, Ramallah und sogar in der Wohnung in Braunschweig. Zwar hatte sie diese niedersächsische Stadt gehasst, aber das asymmetrische Polygon mit einer improvisierten Melange aus Ikea und Sperrmüll bot ihr temporär ein gutes Zuhause, nicht zuletzt wegen der Herzlichkeit ihrer Mitbewohner, die die Wohnung bereits recht eigenwillig eingerichtet hatten, als sie sich einquartierte. Die große Fensterfront ließ fast ganztägig die Sonne hineinscheinen, was sie erst später wirklich zu schätzen lernte. Die Tatsache, dass sie in dieser Stadt nicht eine Sekunde länger verweilen würde als es ihr Studium erforderte, gab ihr eine zeitliche Beschränkung, die es ihr möglich machte sich dort ziemlich frei zu fühlen. Es war die klassische Einsicht in die Notwendigkeit, die sie mit einem kleinen Zwischenstopp in Frankreich unterbrach.

Dort bezog sie eine winzige Wohnung, die mit einer Gesamtfläche von 19 qm für Frankreich verhältnismäßig groß war. Sie mochte den französischen Lebensstil in den winzigen Höhlen mit kreativen Lösungen und die weit verbreitete Fähigkeit ihrer Bewohner in diesen kleinen Nischen so hervorragend zu kochen. Bei ihr nahm den meisten Raum ein riesiger, alter, beige-brauner Kühlschrank ein, der ein Surren von sich gab, das mit ein bisschen Phantasie, wie das sommerliche Summen von Grillen klang. Daneben befand sich eine winzige Schlafkammer mit derart dünnen Wänden zur angrenzenden Nachbarwohnung, dass sie das Atmen ihres Nachbarn hören konnte. Fast so, als läge sie mit ihm im Bett. Sie wusste aber, dass das nicht so war, denn wenn jemand bei ihr übernachtete, dann lagen sie immer zwangsläufig aufeinander, da sich die Matratze wie ein großes Maul über ihnen zuklappte, was sich so anfühlte, als seien sie verschluckt worden. Die Wohnung lag im obersten Stock eines typisch südfranzösischen Hauses, hatte niedrige Decken und zwei Fenster durch die man, wenn man genau hinsah, die Garonne erspähen konnte. Das Mobiliar bestand aus einer Sammlung ausrangierter, ziemlich unpraktischer Einzelteile, die es in der Kombination zu einem gewissen Charme brachten. Sie fühlte sich darin immer ein bisschen wie ein Kind, das sich eine Höhle gebaut hatte.

Vor der Tür erwartete sie zu jeder Tageszeit ein Bild, das dem Filmset einer kitschigen Romanze glich. Parallel zur Garonne verband eine Reihe bunter, dreistöckiger Häuser mit den typischen Fensterläden in der Rue des Blanchers den abends recht belebten Place de St. Pierre mit dem Place de la Daurade. Ein kleines Restaurant im Erdgeschoss ihres Hauses, das gelegentlich noch ein bisschen Confit de Canard übrig hatte, machte diesen Ort so perfekt, das sie es kaum fassen konnte

und fast dankbar war über eine kaputte Dusche, weil sie sie daran erinnerte, dass es sich um die Realität handelte.

Deutlich weniger schnulzig, aber nicht minder heimelig war ihre Behausung in Ramallah. Es war Form gewordene Absurdität. Ihre Eltern hatten besorgt nach einer Adresse gebeten, so für den Fall der Fälle und sie hatte Schwierigkeiten ihnen zu vermitteln, dass das Haus zwar in einer Straße stand, die seit wenigen Jahren auch ein benennendes Schild besaß, dass ihnen das jedoch im Fall der Fälle wenig bringen würde. Für die Palästinenser war es, ganz unabhängig davon was auf dem Schild stand, die *shar'a al maktaba*, die Bibliotheksstraße. Eine Bibliothek gab es da genauso wenig, wie es am *dwar al saa'a*, dem Kreisverkehr der Uhr, von dem die Straße abging, eine Uhr gab und den man auch als Arafat Square bezeichnen konnte, wenn man erreichen wollte, dass wirklich niemand verstand, wo man jetzt hinwollte. Gesichert wurde das vierstöckige Gebäude mit einem Sicherheitscode, den die ganze Stadt kannte, was sie daran merkte, dass jeder, der sie besuchen kam ohne weitere Infos direkt vor ihrer Wohnungstür stand. Ein paar Journalisten im Dachgeschoss feierten gelegentlich Parties dort und so hatte sich der Code wohl flächendeckend verbreitet. Die Wohnung selbst glich – so ganz und gar nicht nahöstlich – einer finnische Sauna oder einem Schrebergartenhaus und war in Flur und Wohnzimmer komplett mit hellem Holz verkleidet. Die Küche war gefliest und beleuchtet wie ein Labor. Ihr Mitbewohner, ein palästinensischer Damenfriseur, flutete zum Reinigen einfach den Raum mit Wasser und schrumpfte den Dreck in ein Loch in der Mitte, in das er danach ein Pulver streute, das aussah wie Babypuder und auch ähnlich blau verpackt war. Aus dem Loch begann es schließlich zu Rauchen und er sagte dann immer »magic«. Sie musste an ihre Mutter denken, die sie stets vor zu aggressiven Putzmitteln gewarnt hatte, was ihr schon beim Kauf von Cillit Bang zum Kalkentfernen in der glasversicherten Dusche des Mannes mit der Couchgarnitur ein aufregend verbotenes Gefühl gegeben hatte. Das Bad hier war weder versichert, noch machte sich jemand über Kalk Gedanken, dafür besaß es eine rosa Toilettenschüssel, in die man kein Toilettenpapier werfen durfte und es gab noch eine Reihe dieser Kleinigkeiten, die etwas anders als gewohnt, aber eigentlich kaum erwähnenswert waren.

Ihr Zimmer möblierte ein typisch arabisches Möbelensemble in Eierschale mit neubarocken Verzierungen und setzte sich zusammen aus einem Bett, einer Kommode und einem gigantischen Kleiderschrank, den sie mit ihren wenigen Sachen, die in ihrem Koffer waren, weitgehend leerstehen und dadurch noch größer erscheinen ließ. Morgens weckte sie einer ihrer Mitbewohner, ein äußerst hübscher Franzose, in den sie sich wahrscheinlich verknallt hätte, wenn er zehn Jahre älter gewesen wäre. Seine morgendlichen Besuche hatten etwas Kindliches. Mit schelmischer Freude überraschte er sie täglich gleichsam verschmitzt und erwartungsvoll mit einer neuen Idee, was sie so rührte, dass sie – schon allein um sein Engagement zu belohnen – ziemlich gut aus dem Bett kam. Die Morgensonne war dort ohnehin so überwältigend schön, dass es sich allein dafür bereits lohnte aufzustehen. Es war das schönste Licht, das sie je gesehen hatte und das sie immer wieder aufs Neue berührte, ohne dass sie sich daran je gewöhnen sollte, wie wundervoll es alles aussehen ließ. Zum Frühstück trank sie dann einen frischgepressten Saft und sprang in ein Taxi zur Uni. Auch das liebte sie. In Ramallah konnte sie ständig Taxi fahren. Andere Transportmittel gab es ja gar nicht. Die Abende verbrachte sie meist auf dem Balkon ihrer Schweizer Freundin, die zwar in einer anderen Wohnung wohnte, aber ihre eigentliche Mitbewohnerin wurde.

Bilanzierend bestand die Wohnung in Ramallah aus einem holzvertäfelten Wohnzimmer mit ausgeessener Stoffcouch, deren verblichenes Muster aus den 90ern an einigen Stellen Risse hatte, einer Küche mit herumstehender Gasflasche und einem magischen Loch, einem rosa 60er Jahre Duschbad mit wechselnder Wasserzuverlässigkeit, einem Zimmer mit geschmacklosem Mobiliar und einer Bettdecke aus 100% Polyester, die eigentlich keine Bettdecke war, sondern eines dieser flauschigen Träger für Motive von braunen Landschaften mit Pferden. Nachts sang der Imam (das

fand sie schön) oder dröhnte die kaputte Wasserpumpe (das fand sie schrecklich). Gelegentlich gab es Stromausfall, aber meist lag das nur daran, dass einer von ihnen mal wieder Strom zu zahlen hatte oder einfach nur die Sicherung raus geflogen war. Es gab einen Mitbewohner, der sie morgens kreativ weckte und einen, der beim Kacken rauchte, das aber dann sein ließ, nachdem sie ihn darum gebeten hatte und seither peinlich berührt schien. Schön war objektiv betrachtet etwas anderes. Dennoch hatte sie sich selten so wohlgefühlt, wie in diesen Bruchbuden.

Sie begann ihre Empfindung theoretisch zu legitimieren. Und stapelte Büchertürme aufeinander, die den Gedanken, den sie haben wollte, in sich trugen und nur noch zu eben diesem zusammengesetzt werden mussten. Sie wollte nicht die Frau sein, die einfach nicht weiß wie man wohnt. Die zu blöd dafür war. Oder zu entwurzelt oder anderweitig pathologisiert. Sie wollte ein Argumentationsgerüst bauen, das beweisen sollte, dass ihre Empfindung ein ganz feinfühler Ausdruck ihres kritischen Intellekts war, der sich philosophiegeschichtlich einordnen ließe und damit behaupten konnte, dass sie so etwas wie Recht hatte. [Das mit dem Rechthaben kam ihr wiederum etwas plump vor und einsichtig, dass sie eventuell nicht Recht hatte, wollte sie wenigstens beweisen, dass auch niemand sonst Recht hatte, was wiederum ein Sackgassengedanke war (obgleich auch der sich theoretisch einigermaßen überzeugend zusammenstricken ließe)]. Auf jeden Fall wollte sie zeigen, dass es ganz normal war, dass es als mehr oder weniger cartesianisches Subjekt mit dem Dasein irgendwie nicht ganz einfach war in einer so komischen Welt.

Vollbepackt schleppte sie einige Wochen später einen ihrer Elfenbeintürme zurück in die HU Bibliothek und sah einer vollautomatisierten Buchrückgabemaschine dabei zu wie sie *Virtue Ethics, der Kosmopolit, New Waves in Metaethics, Transpositions, Nomadic Subjects, Topologien der Kritik, Life Drawing, Spinoza, Deleuze als Methode, Freiheit und Notwendigkeit, Innere Gewissheit und lebendiges Selbst, Der Mensch als Mittelpunkt der Welt, Fluchtpunkt Subjekt, Vernunft und Affektivität* in sich hineinzog und mechanisiert eine Belegquittung ausspuckte. Natürlich hatte weder sie noch sonst jemand Recht. Sie hatten aber auch alle nicht Unrecht, was auch ein Sackgassengedanke war. Wenig überraschend gab es eine Vielzahl an Diskursen zu verschiedenen Themen, die sich alle bei der Frage nach der Unmöglichkeit des Wohnens ergründen ließen.

Bücher hatten ihr aber generell bei diesen (Ein-)Richtungsfragen immer nur bedingt helfen können. Jetzt fiel ihr partout der Name nicht mehr ein, von dem, bei dem das Ding dingt und das Wesen west und so weiter. So verstanden, konnten die Bücher ihr auf jeden Fall wirklich nur bedingt helfen. Sie trugen schon maßgeblich dazu bei, dass sie sich Zuhause fühlte und sie waren auch das Einzige, was ihr an materiellen Dingen fehlte, wenn sie weg war. Im Grunde waren sie ihr einzig wirklich geschätzter Einrichtungsgegenstand. Aber keine Dekoration! Dekoration war – abgesehen von der auf Kuchen – ein Schimpfwort. Im Beisein eines Künstlers oder gar noch im Zusammenhang mit seiner Arbeit das Wort dekorativ auszusprechen war so schmerzvoll, dass man ihn auch gleich mit einem Baseballschläger hätte verprügeln können. Sie nahm an, dass es Bücherschreibern genauso ging und verstand sie daher nicht als Dekoration. Bücher waren Gebrauchsgegenstände mit Inhalten. Sie gehörte nicht etwa zu jenen Menschen, die besonders sorgsam mit ihnen umgingen. Nein, eigentlich waren sie ziemlich ramponiert. Sie stapelte sie, nahm sie mit ins Bett, schmiss sie in ihre Handtaschen. Aber die Bücher beherbergten das, womit sie sich beschäftigt hatte und was ab und an plötzlich ihre Gedanken kreuzte. Deshalb mussten sie auch möglichst immer alle da sein. Sie konnte ja nicht vorher wissen, was völlig unangekündigt in ihrem Kopf auftauchen würde.

Adorno und Derrida gehörten eher zu der Sorte, die bei unmöglichen Wohnfragen relativ vorhersehbar immer mal wieder vorbei schauten. Truman Capote sowieso. Nietzsche eigentlich auch, nur konnte sie den nicht besonders gut leiden und so war er kein so häufiger Gast, also eigentlich nur wenn Adorno ihn mitbrachte. Foucault war auch so ein Kandidat, der kam immer nur

mit Deleuze. Aber Deleuze traf man sowieso überall ständig. Von Blumenberg hatte sie lange nichts mehr gehört. Was der wohl dazu zu sagen hatte? Da wurde ihr plötzlich ihre eigene Inkonsistenz bewusst. Die gesammelten Texte zu Löwen von Blumenberg nutzte sie tatsächlich vornehmlich zu Zwecken der Dekoration. Das Buch war Teil ihres schreinartigen Löwenarrangement und stand neben dem einzigen »Bild«, das sie je in ihrer Wohnung aufgehängt hatte, einem gerahmten Zeitungsartikelausschnitt, der einen Löwen abbildete und auf dem außerdem ein kleiner Porzellanlöwe aus China Platz gefunden hatte. Diese Erkenntnis überraschte sie und gab ihr einen Einfall, wie sie diesen dritten Raum ab jetzt nennen sollte. Es war nicht mehr ihr Wohnzimmer. Auch nicht the ballroom. Es war die Höhle des Löwen.

Die Erfahrung aus früheren Wohnungen mit den wenigen Dingen, die in einen Koffer passten in zugegebenermaßen ziemlich provisorisch eingerichteten Räumen richtig glücklich gewesen zu sein, triggerte gelegentlich den Gedanken einfach alles, was sie besaß einzulagern und in ein ganz kleines unverbindliches Zimmer zu ziehen, das sie jederzeit spontan verlassen könnte. Wegwerfen wollte sie die Sachen nicht. Es hatte sie einiges an Mühe gekostet den ganzen Krempel anzuschaffen. Verkaufen wollte sie ihn auch nicht. Sie wollte sich nicht länger damit beschäftigen müssen. Es sollte einfach alles weg.

Bachelard hatte auch Recht. Überall einquartiert, nirgends zu Hause. Das war der Wohnraum. Den Beweis dafür konnte sie auf jedem Wohnblog finden, war doch der leere Raum inzwischen eine Art guter Stil geworden. Ursprünglich vielleicht weil Wohnraum in Berlin so günstig war, dass man ihn gar nicht füllen konnte. Jetzt wahrscheinlich eher weil eine langfristige Behausung kaum mehr zu finden war und die Anschaffung von Möbeln bei sogenannten Zwischenmieten obsolet schien. Außerdem brachte die Reduktion auf eine Matratze auf der Europalette und eine Kleiderstange den nomadischen Lebensstil eines Großstadtbewohners viel besser zum Ausdruck. Nur, was hatte das zu bedeuten? War auch er letztlich nur mit allerlei Attributen fetischiert und romantisch verklärt worden, um ihn erträglich zu machen oder fand sich darin eine Chance menschliches Zusammenleben anders zu denken? Vielleicht handelte es sich dabei um mehr als persönliche Übergangsphasen. Vielleicht war sie doch nicht alleine mit ihrer Wohnunfähigkeit. Vielleicht waren es die ersten Anzeichen für einen leisen gesellschaftlichen Aufbruch. (Natürlich gab es, wie immer, auch den entgegengesetzten Trend steigender Abozahlen der Landlust zum Beispiel, aber das stützte diese These ja eher). So richtig entwickelt war der Aufbruch natürlich noch nicht, sondern befand sich eher in einer Art vorbereitenden Phase, die zunächst mit Zwischenlösungen eine Art Entwöhnung vorantrieb. Es schien so als fusionierten die Fragen »Wohin mit mir?« und »Wohin mit meinem Zeug?« und fanden dieser Tage in fensterlosen Gebäude eine erste Heimat. Selfstorage. Die Rudimente der Wohnhoffnung wurden immer häufiger in Selbstlagerzentren regensicher untergebracht.

Selbstlagerzentrum – was für ein komisches Wort, welche asketische Verheißung. Vielleicht wirklich eine gute Alternative zur Selbstauflösung. Praktisch mit Reiserücktrittversicherung. Gegeben den Fall, man hatte das eigene Selbst gefunden, konnte man es nun gut verstauen und sich konzentriert anderen Dingen widmen. Sie hatte einer Freundin einmal erzählt, dass sie es manchmal Leid sei sie selbst zu sein. Diese hatte ihr entgegnet, dass sie sich noch nie danach gesehnt hätte, jemand anderes zu sein und sie gefragt, wer sie den sein wollte. Ihre Freundin hatte sie falsch verstanden. Sie wollte nicht irgendjemand anderes sein, sie wollte einfach nur nicht sie selbst sein. Sie selbst war hin und wieder nämlich ganz schön anstrengend. Allerdings musste sie das wohl oder übel akzeptieren, wie konnte sie denn sonst erwarten, dass jemand sein Leben mit ihrem Selbst verbringen mochte, wenn sie selbst noch nicht einmal damit in den Urlaub fahren wollte? Bob Dylan hatte also auch Recht: »All I can do is be me, whoever that is.« (Das stammt übrigens aus einem Interview, falls Sie gerade dabei sein sollten ungläubig alle Songtexte durchzugehen.)

Manchmal half es schon, wenn sie sich und ihr Selbst in eine andere Sprache übersetzte. Auf Englisch war sie viel selbstbewusster, klarer, sehr begeisterungsfähig und entscheidungsfreudig. Auf Französisch gelassen, emotional und einfühlsam. Spanisch konnte sie nur betrunken richtig gut und empfand sich wie auch diese Sprache als zu viel, zu laut, zu aufgedreht, zu frech. Und ihren Arabischkenntnissen konnte sie außer kindlicher Neugier noch keine ausgeprägte Persönlichkeitsstruktur zuweisen. Andere Sprachen ließen sie einfach anders denken. Und anders funktionieren. Angeblich hatte sie sogar eine andere Stimme.

Beigerungsfähig empfing dann ihr englisches Selbst den schönen Bassisten. Den gemeinsamen Eskapismus, den sie in seinen auch für ihn ungewohnten Räumlichkeiten so wunderbar realisiert hatten, war bei ihr nicht ganz so einfach. Ihr Alltag funkte ab und an dazwischen, aber in dem Wissen, dass er bald wieder fahren würde, gelang es ihr ihn teilhaben zu lassen. Für ihn war sein Besuch bei ihr überraschenderweise eine Abwechslung, denn obwohl es zu seinem Alltag gehörte ständig unterwegs zu sein, reiste er eigentlich nie zu privaten Zwecken. Sie genossen das Vertrauen, das zwischen ihnen nun einfach so da war. Vermutlich hatte sein stressiges Leben ihn gelehrt in wenigen Sekunden und in jeder Situation zu einer inneren Ruhe finden zu können. Sie spürte das und konnte dadurch ebenfalls zu einer erstaunlichen Ruhe kommen.

In einem kleinen Kino sahen sie den Nick Cave Film, sprachen viel über künstlerische Produktion und Einsamkeit und begegneten sich in einer selten zu findenden Ehrlichkeit. Die eigene Einsamkeit war ähnlich wie das Scheitern etwas, das meist erst überwunden überhaupt aussprechbar wurde. Zygmunt Bauman hatte einmal von der Einsamkeit als der größten Angst der gegenwärtigen Zeit gesprochen. Daraus erkläre sich, warum die massiven Eingriffe in die Privatsphäre von Wirtschaft, Staat und Geheimdiensten so geringen Widerstand erfuhren. Privatheit beinhaltete auch das Risiko ausgeschlossen und alleine zu sein. Und das war gerade in Zeiten der sozialen Netzwerke wohl das größte gesellschaftliche Tabu. Dabei war die Einsamkeit ambivalent. Es gab diesen elementaren Unterschied von loneliness und solitude, der im Deutschen fehlte. Auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, war nicht immer schlecht, sogar manchmal notwendig, häufig auch sehr produktiv. Leider hatte ein großes Bedürfnis nach solitude aber oft auch den Nebeneffekt, dass eine gelegentliche loneliness damit einherging. Und dann gab es da noch das Zeitproblem, das Blixa Bargeld in dem Film auf den Punkt gebracht hatte: »I just felt I can't keep up a marriage and two bands.... Time was becoming a problem.«

Die unmögliche Zukunft der Beiden ließ sie in einem konsequenten Jetzt sein. Trotzdem machten die Jubiläen des Mauerfalls und des ersten Weltkrieges, sowie ein Konzert der Einstürzenden Neubauten die Vergangenheit präsent. Sie hatte rund die Hälfte ihrer 20,000 days on earth in einem surreal windstillen Territorium verbracht. Er wusste, was Krieg ist. Sie gehörte zu den Unberührten. Ihr Leben war ohne direkten Kontakt mit historischen Meilensteinen verlaufen, was ihr angesichts dessen, was die Newsticker von überall anders zu melden hatten, unwirklich vorkam. Es war ungerecht. Das spürte sie, privilegiert wie sie war, natürlich deutlich weniger hart als Andere, aber sie spürte es trotzdem, traute sich aber kaum es auszusprechen, weil es ohne die Weisheit der Erfahrung so daher gesagt wirkte. Unrecht und Geschichte waren für sie ungreifbare Abstrakta. Hatten sich ihre Eltern damals wohl vorstellen können, dass ihre Tochter 25 Jahre später einen Bosnier vor dem Brandenburger Tor verabschieden würde, um dann in die Politikredaktion eines Online-Nachrichtenportals zu gehen, das gerade damit beschäftigt war über mehr oder weniger Rechtsradikale in Sachsen zu berichten, die montags versuchten eine Bewegung zu werden? (Anm.: Ob sie sich das wünschten, war eine andere Frage.)

An einen Bürostuhl gefesselt sanierte sie ihr Konto, das sie, solange es rote Zahlen anzeigte auch an einem Ort gefangen hielt. Die schwarze Null sollte ihr Jahresziel werden. Ihre Ziele waren nun also dieselben wie die von Wolfgang Schäuble. Irgendwie befremdlich. Während dieser nun wirklich bewegungseingeschränkt war, handelte es sich bei ihr lediglich um eine Empfindung. Sie jammerte mal mehr mal weniger laut über eine mangelnde Bewegungsfreiheit von der sie selbst noch nicht so recht wusste, wie die eigentlich auszusehen hatte und verstand die Weisheiten ihres Physiotherapeuten metaphorisch als philosophische Grundgedanken. Er behandelte ihren Mausarm, den sie sich bei den unzähligen Flugsuchen für Reisen, die sie lediglich in ihrer Phantasie machte, erlickt hatte und klärte sie darüber auf, dass dauerhaftes Sitzen dem Bewegungsapparat schadete, und auch das Laufen auf Asphalt dem Menschen nicht gerecht würde, dass man Erhebungen, Wurzeln und Löcher bräuchte, um die Sehnen zu stärken für einen stabilen Halt beim Laufen und Stehen. Widerstände, Abwechslung und Herausforderungen empfand sie selbstbestätigt als das gesunde Umfeld für ein erfülltes Leben, nicht die Sesshaftigkeit. Diese Haft im Sitzen.

Ihr stetiges Selbstmitleid kam ihr angesichts dessen, dass es Menschen gab für die diese Sitzgefangenschaft eine ganz unmetaphorische Realität war, ziemlich bescheuert vor. Sie hatte ihn kämpfen sehen. Erst mit Krücken, dann mit einem Rollator und schließlich auch im Rollstuhl. Sie war sogar ganz froh, dass er sich letztlich setzte. Die Qual mit dem Rollator war ein furchtbares Bild, wobei sie so selten da war, dass sie das gar nicht so häufig zu sehen bekam und deshalb ein schlechtes Gewissen hatte, was sie aber auch nicht haben wollte, weil sie dachte, dass er das nicht wollen würde. Sie empfand großen Respekt für die menschliche Größe ihrer kleinen Cousine, die sich mit jugendlicher Leichtigkeit kümmerte und sie ihr, wenn sie mit ihm chillte, so viel erwachsener vorkam. Je weniger er gehen konnte, umso mehr musste er über sich ergehen lassen. Untersuchungen, Operationen, Rehas, Chemos. Das, was ihm zugestoßen war, war für sie ähnlich ungreifbar wie der Krieg. Für sie war er immer noch der gleiche Mensch und in ihr weigerte sich etwas vehement diesen Ausnahmezustand normal zu finden, sie bemühte sich aber aus Respekt ihr Hadern zu unterbinden. Er war schließlich derjenige, der sich damit arrangieren musste. Und wenn er das konnte, musste sie das auch können.

Als er sich ein Auto kaufte, war ihr klar, dass sich die Normalität veränderte. Wenn es einen Menschen gab, der wirklich kein Auto besitzen wollte, dann war er das. Zwar versteckte er paradoxerweise die *auto motor und sport* immer in der *FAS* und las sie heimlich wie ein Pornoheft, aber das unterstrich im Prinzip nur die Perversion dieser Benzinschleudern. Mobilität neu zu denken war ihm ein authentisches Anliegen und der eigene Verzicht dabei eine überzeugte Selbstverständlichkeit. Freund des öffentlichen Nahverkehrs (und sogar der Deutschen Bahn), leidenschaftlicher Langstreckenfahrradfahrer und einer der ersten Menschen, den sie über Carsharing hatte sprechen hören, lange bevor dafür Marketingabteilungen beschäftigt wurden. Warum er? Warum hatte es nicht einen fettwanstigen SUV-Fahrer treffen können? Warum traf es überhaupt jemanden? Und was nützte schon ein juristisches Verfahren, wenn diese Fehler ohnehin nicht mehr rückgängig zu machen waren?

Sie konnte kaum mit ihm darüber sprechen, weil es so wenig zu sagen gab. Es war einfach Scheiße. Nein, es war mehr als das. Es gab keine Worte. Und auch das ließ sich nur begrenzt häufig wiederholen. Einmal schrieb sie ihm, traute sich dann aber nicht ihre Zeilen abzuschicken. Kurz vor Weihnachten waren sie einmal gemeinsam in die Stadt gegangen. Sie hätte ihm die Sachen auch mitgebracht, aber er wollte das selbst machen und das war ja wohl auch sein gutes Recht. Es hatte sie rasend gemacht, wie die konsumgeilen Menschenmassen in ihrer Hektik rücksichtslos drängelten. Sie war besorgt, dass sie ihn mit seinem Rollator einfach umstoßen würden. Er war vorsichtig und zurückhaltend, fragte höflich, ob sie ihn bitte durchließen. Er nahm das hin. Irgendwie. Sie machte das aggressiv. Also nicht er, sondern die Anderen. Wenn er sich veränderte,

hatte sich gefälligst auch der Rest der Welt zu verändern. Platz für ihn zu machen. Langsamer zu werden. Mehr Rücksicht zu nehmen. Sofort. Die Ohnmacht weder sein Bein, noch seinen Krebs heilen oder wenigstens die Welt verändern zu können, machte sie mit unbeschreiblichen Gefühlen ratlos. Dann hatte Jesus, der untätige Arsch, Geburtstag.

Wenig später waren Alle am Ende. Sie freute sich auf die befreiende Wirkung einer Unterbrechung auch wenn sie völlig fiktiv war. Dennoch hatte der kollektiv erlebte Reboot eine besondere Kraft. Ihre Glückskette tragend war sie an diesem Silvesterabend auch wirklich richtig glücklich. Sie hatte zwei Wünsche: Sie wollte sich verlieben. Und pochierte Eier machen. Beides realisierte sich bereits am ersten Morgen des neuen Jahres, was sie ungläubig staunen ließ.

Lag es am Faltenwurf der Laken? Am Kerzenschein? Er sah aus wie eine Malerei aus der Renaissance. Michelangelos Adam. Und auch sie fühlte sich wiedergeboren. Ihn einfach nur anzusehen war ein ästhetischer Genuss, der sie so erfüllte, dass es sie sprachlos machte. Seine Erscheinung glich der Erhabenheit eines Kunstwerkes, wie sie von den Alten Philosophen immer beschrieben wird. Das Sublime lag in ihrem Bett. Sie legte sich dazu und wünschte sich, dass sie ihm ähnlich überwältigend schön erscheinen würde.

Der sublime Adam war alles, was sie sich erträumt hatte: schön, witzig, ehrgeizig, zärtlich, anspruchsvoll, sinnlich, intelligent, abenteuerlustig und großzügig. Er blieb sehr viel länger als es bei derartigen Begegnungen üblich war und sie wussten beide, dass das etwas bedeutete. Ein paar Tage später flog er davon. In einem gut gewählten kurzen zeitlichen Abstand erreichte sie eine Nachricht: »Ich muss dich wiedersehen.« Und obwohl sie Sätze, die mit dem Hilfsverb müssen beginnen, nicht besonders gerne mochte, empfand sie genauso und hatte bereits entsprechend gehandelt. Den vagen Plan, ihre Freundin in London zu besuchen, für den es irgendwie immer nicht die richtige Zeit gewesen war, hatte sie gerade konkret gemacht. Selbstverständlich begleitet von der Hoffnung, dass das auch ein Wiedersehen mit ihm ermöglichte. Sie konnte es kaum erwarten und fieberte dem Termin kindlich aufgeregt entgegen wie sie es zuletzt als Neunjährige in Vorfreude auf ein Backstreet Boys Konzert getan hatte.

~~Flughafen Schönefeld war ein eher minder sublimer Ort. Es war spät und stank. Fußschweiß-, Mundgeruch, ungewaschenes Haar mengte sich mit Ryan-Air Odeur, der sich über die Belüftungsanlage im Flugzeug gleichmäßig verteilte. Daran hätte auch die Priority-Exklusive-VIP-Zusatzoption nichts geändert, was sie irgendwie einen beruhigenden Gedanken fand. Dennoch. Der Menschendunst betäubte sie. Benebelt legte sie ihre Hand sanft auf Jean-Luc Naney's Erläuterungen zu Blanchots Textsammlung »Weder das eine, noch das andere, nichts Genaueres.«, das zum Verstehen der Zusammenhänge oder der Nicht-Zusammenhänge etwas mehr Konzentration einforderte, als es ihr in dieser sauerstoffarmen Kammer möglich war. Ihre Lider wurden müde und ihr Kopf schwer. Sie schlief.~~

~~Das Licht und die Durchsage weckten sie brutal und die Lüftung blies mit einer solchen Stärke in ihren Augen, dass sie durch die trockenen Kontaktlinsen nichts mehr sehen konnte. Ihrer Schleimhäute beraubt, bemühte sie sich blind und verschlafen ihr Hab und Gut im Gedränge der stinkenden Mitreisenden an sich zu nehmen und hatte Glück. Instinktiv stieg sie das richtige Ende der Terminalbahn, den besten Wagen und den besten Platz an der gegenüberliegenden Tür, was ihr erst bewusst wurde als sie am Ziel einfuhr. Sie war folglich die erste Immigrantin, hinter der sich jetzt eine sehr lange, sehr organisierte Schlange bildete. Flughafenabläufe möglichst optimiert zu durchschreiten, gab ihr immer ein gutes Gefühl. So als sei die ganze Welt in Ordnung. Was sie nicht war, wie sie beim Kauf einer Cola feststellen musste. Durstig tappte sie sofort in die buy-one-get-one-free-Falle. 2 for 3 Pounds. Sie nahm also noch ein Wasser dazu. Eine Kasse gab es nicht. »Only~~

self-cassier« schnauzte sie ein Angestellter ungefragt an, wobei ihr bewusst wurde, dass sie wohl etwas verloren aussehen musste. Sie stellte sich vor die Maschine und hielt das Wasser an den Scanner. Beep. »Place the item in the bag area« Sie stelle das Wasser ab und hielt die Cola an den Scanner. Beep. Beep. Beep. Alles leuchtete rot. »Clear the area« »Place the item in the bag area« Die Maschine warf nun mit Befehlen um sich. Sie versuchte es erneut. Sah jetzt noch verlorener aus, konnte aber selbst immer noch nicht sehen, wem das auffiel. Der Angestellte kam ihr zur Hilfe, die Schlange wurde immer länger. Genervt nahm er ihre Wasserflasche und stellte sie mit Wucht neben den Automaten. Er scannte die Colaflasche und wendete sich wieder ab. 4,50 Pounds wollte die Maschine jetzt von ihr. »Excuse me, Sir...«, rief sie ihm hinterher. Mit rollenden Augen wendete er sich ihr erneut zu. »It says 2 for 3, but now the machine wants 4,50« »Pellegrino is not included.« »Alright, can you cancel the Pellegrino then please.« Am liebsten hätte er ihr wohl mit der Wasserflasche auf den Kopf geschlagen, tippte aber dann die cancellation in den Bildschirm und wünschte ihr in einem Ton als ob er sie beschimpfen wollte, noch einen schönen Tag.

Nach einem unangenehmen Flug, einer einstündigen Busfahrt und einem zwanzigminütigen Fußmarsch auf der Bethnal Green Road, erreichte sie gegen 1 Uhr morgens die Wohnung ihrer Freundin. Sie tranken Whiskey. Es war wie immer. Die beiden hatten diese Art von Beziehung, die es schaffte die sonst so mächtigen Daseinsfaktoren Zeit und Raum nichtige Randerscheinungen werden zu lassen. Das war selten. Und wertvoll. Es beruhigte sie, solche Menschen an ihrer Seite zu wissen, auch wenn diese Seite mehrere hundert Kilometer entfernt lag. Es gab ihr eine fast göttliche Kraft, begründet im Glauben an ein wunderbares und meist ungreifbares Wesen in der Ferne, das durch sein Vertrauen genug Freiraum in alle Bewegungsrichtungen ließ. Die Begegnungen zelebrierten ein Glücksgefühl darüber, sich in dieser Unendlichkeit einmal wieder gefunden zu haben.

Sie hatte keine Karte, kein Internet und keine Orientierung. Aber ein Fahrrad. Ihrem Bauchgefühl folgend, versuchte sie, sich im Linksverkehr zurechtzufinden. Erstaunlicherweise klappte das irgendwie. Doch das Wochenende rauschte ebenso schnell an ihr vorbei wie der hektische Verkehr dieser Stadt.

SOAS. Fahrrad. Getting lost. Meeting mit Fotograf. Fahrrad. Getting lost. Zu Hause. Fahrrad. Revington Ecke Shoreditch High Street. Sublimier Adam. Hackney. Pub. Restaurant. Kanal. Angel. Bar ohne Namen. Prairie Oyster. Ring. Sofa. Bett.

Ausschlafen. Flat white. Market. Breakfast. Korr. zu spät dran, daher: Lunch. Meat Market. Restaurant. Nose-to-tail. Taxi. Parliament Hill. Spaziergang. High Gate Cemetry. Holloway. Pub. Bei ihm. Bei ihr. Inder. Pub. Bett.

Boadway Market. Pub. Tate. Mit ihm. Pub. Spaziergang. Pub. Taxi. Sauteed beef bagel. (Nicht der an der Brick Lane, der andere.) Taxi. Sofa. Bett.

Sie hatten ein weiteres Mal sehr lange geschlafen und lagen symbiotisch verschmolzen auf dem Bett, während draußen erste Vögel fröhlich zwitscherten und zu ihrer Überraschung, die Sonne so kräftige Strahlen durch das Fenster warf, dass sie versucht war zu glauben, es sei bereits Frühling. Ihre Ratio appellierte zwar daran, den Tag zu nutzen, aber selbst Grundbedürfnisse wie Hunger, schafften es nicht ihre Körper voneinander zu lösen. Sie war verloren. Sie wusste nicht mehr, wer sie war, wo sie war, warum sie war. Sie war! Sie hatte sich in einem temporären Wir aufgelöst und war darin vollkommen aufgegangen. Eine erhabene Gleichgültigkeit gegenüber der Welt und ihren plötzlich nichtig scheinenden Anforderungen, stellte sich ein. Sie hatte Zeit und Raum verlassen und es sich in einem Gefühl unendlichen Seins gemütlich gemacht. Sie hatte sich verliebt.

Es war Sonntag. Die Öffnungszeiten der Reinigung, bzw. ihr Ladenschluss halfen ihnen schließlich doch aus dem Bett. Sie roch nach Sex. Genoss das. Duschte sich aber trotzdem. In einem kleinen Café, das afrikanischen Kaffee verkaufte, holten sie sich – wie bereits die beiden Tage zuvor – einen flat white auf die Hand und liefen ineinander verschlungen entlang einiger brick townhouses (die zwar auch eine Form des Reihenhauses waren, aber ganz andere Bewohner beherbergte und sie daher auch nicht störten) bergabwärts in eine kleine autofreie Straße, in der sich eine alte schöne Geschäftsfassade an die andere reihte. Kleine Restaurants, Cafés und ein paar Boutiquen für liebevoll gestaltete Dinge in Kleinauflage. Das Restaurant, das ihnen bereits zwei Tage zuvor kein Frühstück mehr anbieten konnte, weil sie für diese durchgetaktete Stadt viel zu spät dran gewesen waren und ohnehin ihre eigene Zeit erfunden hatten, war auch in diesem Moment gerade dabei zu schließen. Drei Häuser weiter fanden sie einen sympathischen Bagelshop, der neben frühstücklichen Köstlichkeiten auch Platten verkaufte. Er gab ihr seine Empfehlungen, worauf sie sagte: »We take it all and share.«

Eine Platte, die sie vor langer Zeit oft gehört hatte, lehnte prominent präsentiert in der Auslage. I am Kloot. Der Song *Astray* war ihr im Gedächtnis geblieben. Sie sagte sie könne sich nicht mehr genau daran erinnern, was das Wort »Astray« übersetzt hieß, wusste aber noch, dass es eine besondere Bedeutung hatte. Er kannte weder den Song noch das Wort.

Der sublime Adam interessierte sich mehr für klassische Musik und hatte Karten für ein Kammerkonzert besorgt. Es war wunderschön und dauerte keine drei Atemzüge, dann hatte sie sich dem hingegeben. Klassische Musik hatte eine gleichsam beruhigende wie erweckende Wirkung auf sie, die sich sanft durch ihren ganzen Körper zog und in der Kombination mit dem Geruch und der Nähe zu seinem Körper eine überwältigend erotische Energie erzeugte. Tief berührt von den Klängen der Streicher konnten sie ihr Bedürfnis nach noch tieferer Berührung in der Pause kaum mehr in Zaum halten und hatten leidenschaftlich knutschend ein wenig aus den Augen verloren, wo sie sich gerade befanden. Umgeben von älteren Herrschaften, die sich dezent und bescheiden schön gemacht hatten, holte sie die Pausenglocke gerade noch rechtzeitig zurück in den Konzertsaal.

Sie waren verliebt, spät dran und konnten sich immer noch nicht voneinander lösen. Schließlich hob sie ihren Arm. Ein Taxi hielt, sie küsste ihn noch einmal, sprang hinein. Er schaute ihr hinterher, sie lächelte ihm zu. Er stolperte – wie in einem kitschigen Film – liebestrunken in ein paar Passanten.

London hatte ihr gefallen. Das hatte sie überrascht. In ihrer Erinnerung war es dort viel anstrengender. Erwartet hatte sie eine anonyme, verregnete Kannibalenstadt, in der sie die Tristesse protestantischer Ethik an jeder Ecke erschöpft anblicken würde. Dabei war es äußerst lebendig, wirklich international und meist gut gestaltet. Außerdem gab es viele wunderschöne kleine charmante Orte und freundliche Menschen. Vor allem aber musste man dort nicht wohnen. Also das musste man natürlich schon, aber die horrenden Mieten hatten den angenehmen Nebeneffekt, dass das Konzept des Wohnens in London keinen allzu großen Raum einnahm. Das Leben spielte sich vor der Haustür ab. Wohnen war in London eher eine Art gelebte Negation. Sie wusste, dort könnte sie sich wohlfühlen.

Er schickte ihr Gedichte, Filmszenen und Musikstücke. Fragte sie, ob sie mit ihm mal nach Venedig fahren würde. Oder nach Budapest oder nach Südfrankreich. Dann kam er zu ihr. In die engen Zeitpläne der beiden hatten sie einen Besuch gequetscht. Sie tat an diesem Donnerstagabend etwas, was sie sonst nie tat. Und holte ihn vom Flughafen ab. Eigentlich fand sie das sinnlos, dass Einer ewig durch die ganze Stadt gurkte, um dort auf einen Anderen zu warten und dann wieder zurück zu gurken. Das machte doch wirklich keinen Spaß. Lieber war ihr immer gewesen, derjenige nutzte die Zeit, um etwas zu erledigen, was dann der gemeinsamen Zeit nicht in die Quere kam. Eine Art

pragmatische Romanik. In einer früheren Fernbeziehung hatte sie sich immer verstanden gefühlt, wenn er sagte: »Ich zahl dir ein Taxi, ok?« Darin steckte die Geste ihr die Ankunft nach einer langen Reise so angenehm wie möglich zu machen und die Wertschätzung, dass sie zu ihm kam, aber eben auch der Pragmatismus und die Konzentration auf die Dinge auf die es wirklich ankam. Beim sublimen Adam wollte sie das jetzt trotzdem einmal tun. Den sinnlosen Gestus durchführen und daran Gefallen finden, unpragmatisch verliebt zu sein.

Die Nacht war lang und der Morgen danach früh. Sie mussten beide zur Arbeit und trafen sich gegen Nachmittag vor dem Berliner Dom. Zuhause fielen sie sofort ins Bett und blieben – wie es Verliebte so tun – fast den ganzen nächsten Tag dort. Zu ungewöhnlichen Tages- und Nachtzeiten gingen sie essen und spazieren und schafften sich so ihren kleinen unabhängigen Kosmos. Gebannt hörte sie ihm das ganze Wochenende zu, vergaß aber in ihrer verliebten Faszination sofort was er gesagt hatte und konnte sich ein paar Tage später nur noch daran erinnern, dass es schön gewesen war.

Als er sich rasierte wurde klar, dass Andere bald schon wieder bestimmen durften, was sie wann taten und sich die gemeinsame Zeit dem Ende neigte. Sie sah ihm dabei zu. Dann legte er seinen blauen Anzug zurecht. Hängte sein Hemd auf. Nahm die Schuhspanner aus den braunen Oxfords. Packte seine Freizeitkleidung in den Rollkoffer und bestellte ein Taxi für 5 Uhr.

Täglich schrieben sie sich Nachrichten. Und sie hielt sich an den wenigen Worten fest, waren sie doch das einzige, was sie von ihm hatte. Das gab ihr Halt, aber sie verlor dabei die eigene Haltung. Auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte, begann sie langsam eine größer werdende Unzufriedenheit zu verspüren. Sie wollte verliebt sein und nicht an ihr Smartphone gefesselt. Zu Beginn hatte es sie gefreut, sich auf ihn freuen zu können. Den teilweise belanglosen Alltag voneinander fernzuhalten, war für sie im Grunde eine Form von Höflichkeit und Wertschätzung. Mit ihm wollte sie einfach nur schöne Momente genießen. Sie wollte sich auf keinen Fall verpflichtet fühlen, vor einem Skypefenster Banalitäten in ihre chronologische Abfolge zu bringen. Dann aber kamen Tage, die gar nicht so banal waren. Erlebnisse, die sie bewegt hatten. Beobachtungen, die sie spannend fand. Ein Theaterstück, das sie beschäftigte. Sie wollte das teilen. Mitteilen. Doch diese Mitteilungen fühlten sich nicht an wie ein Teilen. Mehr wie ein Informieren. Sie konnte sich nicht erklären, wie das passieren konnte, aber ihre Kommunikation war in genau jene Richtung gekippt, die sie zu vermeiden versuchte. Sie fand sich in einer Situation vager Informationspflicht. Und die Verbindung zu ihm definierte sich durch einen Kreis aus sich drehenden Strichen.

Das machte sie wütend. Alles machte sie wütend. Der Regen, die rote Ampel, die vielen Leute in der Bahn. Am schlimmsten war, dass es ihr auffiel. Sie war zugleich kontrolliert rational und stocksauer. Sie hätte gern in etwas hineingeschlagen oder geschrien, aber das war nicht ihre Art. Und es war nicht etwas, dass sie schlagen und anschreien wollte, es war jemand. Ein Gegenüber. Sie wollte keine Dinge zerstören, sondern jemanden. Die Wut war nicht einfach so gekommen. Sie war bereits ein paar Tage da gewesen, hatte sich nur in anderem Gewand gezeigt. Zunächst ließ sie sich noch im Zaum halten. Am Samstag war es eher eine innere Unruhe, die sich am Sonntag von schlechter Laune und einem empfindlichen Nervenkostüm begleiten ließ. Ihr war das bewusst und sie bemühte sich, weder alles persönlich zu nehmen, noch dem eigenen Miesepeter die Kontrolle zu überlassen. Letztlich ging sie noch eine Runde joggen, weil sie merkte, dass sie dieser Unruhe Herr werden musste. Sie rannte und das half. Aber ihr Gefühl ließ sie nicht davon laufen. Am Montagmorgen dann begann sie sofort damit, ihre Bettwäsche zu waschen und zum Bäcker zu gehen. Der Bäcker enttäuschte sie und sie tat sich selbst unverhältnismäßig leid, weil Butter Lindner keine Brioche mehr hatte. Zu Hause konnte sie sich jetzt auch nicht mehr ins Bett legen, da es

abgezogen war und so begann sie ihre Aggression darauf zu verwenden, ein Regal auseinander zu schrauben, um es in den Keller zu tragen. Dann beruhigte sie sich ein wenig und wollte frohen Mutes weitermachen. Schaffte es aber nicht. Sie verzettelte sich darin zu überlegen, welche Bilder sie nun am besten an die Wand hängen könnte und mit welchem System. Einrichtungsfragen waren die höchste Form der Selbstqual. Am nächsten Morgen war sie nun wütend, weil sie mit dem, was sie eigentlich machen musste, nicht weitergekommen war, zu spät aufgestanden war, kein Frühstück mehr zu sich nehmen konnte, immer noch keine Nachricht von ihm hatte. (Was sie einerseits verstehen konnte – wollte sie selbst ihr Smartphone am liebsten aus dem Fenster schmeißen – und andererseits nicht verstehen konnte, dachte sie doch unentwegt an ihn und wünschte sich so sehr, dass er das ebenso tat.) Moment. War es etwa er, der sie so wütend machte? Und was hatte das zu bedeuten? Ihn wollte sie liebenswert und toll finden. Sollte er sie wütend machen – so ihre Angst – müsste sie einsehen, dass er sie nicht glücklich machte. Und von jenen Menschen, die sie nicht glücklich machten, wollte sie sich zukünftig fernhalten. Die Wut musste weg.

Bei der Arbeit klappte das ganz gut. Als sie das Gebäude verlassen hatte, kam die Wut zurück. So als hätte sie draußen auf sie gewartet. Hastig schrieb sie wirre, wütende Zeilen in ihr Notizbuch, die einmal mit Terroristen Empathie zeigten, dann wieder von erschöpfendem Sex sprachen und allesamt einem brutalen Gedankenkostüm entsprangen. In immer unleserlicherer Schrift kam ihre Hand den Gedanken kaum hinterher und ihre Wut drückte den Stift so fest ins Papier, dass es drohte, durchlöchert zu werden. Den Weg zur U-Bahn hatte sie in schnellen, festen Schritten hinter sich gebracht. Auch hier schien ihre Rage Spuren hinterlassen zu wollen. Zumindest fühlte es sich so an, als wolle sie die ganze Welt in Erschütterung versetzen, als zöge sie in einen Krieg. Das erinnerte sie auf einmal an eine indische Fernsehserie. Kali. Unaufhaltbar trampelt die indische Göttin ihre Wut in die Welt. Das einzige, was sie stoppen kann, ist ihr Mann Shiva. Er muss sich unter sie legen. Ihn will sie nicht zu Tode trampeln. Darüber nachzudenken beruhigte sie endlich. Kali symbolisierte zwar Tod und Zerstörung, stand aber zugleich auch für Erneuerung. In einem Kastensystem, in das man ständig wiedergeboren wird, vielleicht vergleichbar mit dem Sisyphosproblem, kann die ständige Wiederholung des Immergleichen durch Kali zu einem Ende kommen. Das Durchbrechen des Musters ist eine Befreiung. Kali vollzieht in der Wut eine Verwandlung und ist erst dadurch fähig einen unschlagbaren Dämon zu besiegen und die Welt vor ihm zu retten. Kalis Wut ist folglich notwendig, um diese Befreiung realisieren zu können. Sie ist dabei gleichsam fähig eine Verbindung zu ihrer Umgebung in der Liebe zu Shiva zu finden. War es vielleicht erlaubt, wütend zu sein? Gar notwendig? Gab es eine Entsprechung in der westlichen Kulturgeschichte? Die Figur einer wütenden Frau, bei der die Wut angemessen erschien? Eine bei der die Wut einen Sinn hat? Eine, die nicht hysterisch oder anderweitig krank war? Gab es eine wütende Frau, die nicht spinnt? Oder hatte sie sich nach wie vor an weibliche Tugenden wie Sanftmut zu halten und passiv-aggressiv ein paar Schimpfwörter unberührt und stolz vor sich hinzumurmeln wie Brigitte Bardot in *Le Mépris*?

Obleich sie alle hasste und ihr jeder egal war, wollte sie nicht, dass die anderen Menschen um sie herum lesen konnten, was sie da schrieb. Absurd, denn sie schrieb von sich in der dritten Person als wäre sie ein fiktiver Charakter. Das und die Tatsache, dass sie schrieb implizierten doch sowieso eine Leserschaft. Also why bother? Sie war sich vermutlich nicht sicher, ob ihre Überlegungen, Erlebnisse und erst recht ihre Gefühle überhaupt den Gehalt hatten einer Leserschaft vorgelegt werden zu können. Mehr noch, war sie manchmal sogar überzeugt davon, dass es sich um narzisstische Scheiße handelte. Sie besaß keine göttliche Kraft und war selbst bei aller menschlichen Größe noch ein zu kleiner Faktor um irgendwelche Dämonen zu erlegen. Und vielleicht war es gar keine Wut, sondern einfach nur die Enttäuschung darüber. Ihre Marginalität war ihr peinlich. Dennoch schrieb sie. Trotz aller Zweifel war klar: für sich selbst tat sie das auf jeden Fall nicht. Das ist wirklicher Narzissmus.

Dabei wurde Selbstliebe doch überall propagiert. Beim Yoga, im Supermarkt und auf den Cremes, die sie brauchte, weil sie es sich wert war. Gut, mit »Keine Angst vor der Wahrheit« ließ sich schließlich nicht alles verkaufen. Aber vielleicht schadete die Selbstliebe – jenseits der Marketingabteilungen – der Wirtschaft. Oder was konnte der schuldgetriebenen Arbeitsmoral kapitalistischer Zwänge noch diametraler gegenüberstehen? Eigentlich war sie nur sauer weil sie befürchtete, dass BCG mit »Shaping the future. Together« nicht unbedingt sie damit meinte, sondern der Zukunft des sublimes Adam eine Form gab, in die sie nicht passen würde. Ihre Selbstbezogenheit begann ihr auf die Nerven zu gehen und sie fand in René Polleschs Inszenierung von Glanz und Elend der Kurtisanen einen Ausgleich, der treffender nicht hätte sein können.

Als sie sich wieder beruhigt hatte, erreichte sie eine Nachricht: »Bist du spontan?« Das war sie. Nichts konnte sie mehr begeistern als eine spontane Reise. Er hatte vermutlich nicht einmal den Hauch einer Ahnung, welche Freude er ihr damit machte. Flugzeuge hatten paradoxerweise eine sehr erdende Wirkung auf sie. Endlich war sie wieder über den Wolken, die als dichte, weiße Decke seit Monaten die Sonne hinter sich versteckt hielt. Hoch oben aber strahlte sie. Nach vorne gelehnt genoss sie das Licht und die Wärme in ihrem Gesicht. Sie freute sich. In London angekommen, traf sie zunächst ihre Freundin an der SOAS und war ein wenig stolz darauf, den Weg dorthin ohne Karte intuitiv gefunden zu haben. Die Sonne war immer noch da und in einem nahe gelegenen Pub malten sie sich aus, wie schön es werden würde, wenn sie jetzt öfters nach London käme und die beiden nun sehr viel häufiger Gelegenheit finden würden, sich zu sehen.

Sie freute sich auf ihn. Doch der sublimen Adam war ein Anderer und sie nicht sie selbst. Offensichtlich stimmte es doch nicht, dass man selbst immer mitreiste. Ihr Selbst war jedenfalls in diesem Moment unauffindbar. Es störte sie, dass es ihr so wichtig war, wie er sie fand und sie das so unsicher machte, dass sie kaum mehr in der Lage war, zu spüren was sie wollte. Ihr Kopf war plötzlich so voller Gedanken, dass ihr Bauchgefühl gar keinen Platz mehr hatte. Sie wurde evaluiert. Was paradox war, denn durch seine abwesende Anwesenheit fühlte sie sich plötzlich zugleich beobachtet und ignoriert und wusste gar nicht mehr, von wem eigentlich. Einen ersten Höhepunkt erreichte das Ganze in einem Restaurant in Soho, wo sie vor lauter Angst den Weißwein aus dem Val de Loire falsch auszusprechen, verlegen auf die Karte zeigte. Dabei sprach sie viel besser Französisch als er. Fließend sogar. Was war bloß los mit ihr?

Nachdem sie sich selbst gerade nicht finden konnte, wollte sie wenigstens ihn spüren, aber ständig stand etwas zwischen ihnen. Die Pfeffermühle, die Kerze, der Verkehr, die anderen Besucher. Oder der Ort verlangte Stille. St. Martin in the Fields, das Kino, das Museum. Sie aßen und tranken in gastronomischer Breite, sahen und hörten kulturelle Vielfalt und legten eine beachtliche Strecke auf schönen Straßen zurück. Sinnlich substituatsbefriedigt wollte sie schließlich nichts mehr. Sie fühlte sich vollgestopft und leer.

Und auf einmal schrecklich austauschbar in einem eigentlich erfüllenden Freizeitprogramm, das sie doch kalt gelassen hatte. Er war äußerst großzügig, aber was sie brauchte, konnte er ihr irgendwie nicht geben. In einem Spa erwärmten sie sich auf einem heißen Stein bis ihr schwindelig wurde. Eingekuschelt im Leihbademantel blätterte sie durch die *Vogue Living* und betrachtete Sichtbetonküchenplatten, kupferfarbene Armaturen und die Werbung namhafter Uhrmacher. Er wollte noch ein paar Stunden arbeiten und sie war ganz froh eine Weile unbeobachtet nachdenken zu können, legte sich noch einmal auf den heißen Stein und sehnte sich dann nach frischer Luft und Bewegung. Sie checkte aus und ging spazieren.

Da stand sie nun und blickte auf die Fotografien von Art Deco Schmuck, die behutsam auf dunkelrotem Samt platziert waren. Es beruhigte sie. Es machte sie sogar ein wenig glücklich.

Offensichtlich waren die Fotos nur ein Platzhalter für die wirklichen Schätze, die dieser kleine Laden in der schmalen Seitenstraße in Islington verkaufen würde, wenn er denn offen gewesen wäre. Das war er nicht. War sie es denn? Oder hatte auch sie sich verschlossen?

Den beruhigenden Effekt beim Betrachten von Schmuck (auch wenn es nur ein Abbild war) erinnerte sie an *Breakfast at Tiffany's*. Zwei Passagen hatte sie sich damals mit einem Neonmarker in diesem Buch markiert. Nie zuvor hatte jemand ein Gefühl von ihr so treffend beschrieben. Es war diese Aussage der Hauptfigur, die einer ihr bekannten Sehnsucht Form gab: »If I'd find a place that makes me feel like Tiffany's, I'd buy some furniture and give the cat a name.« Die Wohnung und die Katze waren möbel- und namenlos, »because we don't belong to each other.«

Die zwei winzig scheinenden Buchstaben »be«, die anders betrachtet nicht weniger bedeuteten als das so schwer zu definierende Sein, machten aus dem longing ein belonging, aus der Sehnsucht ein angeeignetes Leben. Sie war bereits eine ganze Weile sehnsüchtig gewesen und ihr kam in den Sinn, dass ihre vergleichenden Assoziationen nicht wirklich Substanz hatten. In ihrer gegenwärtigen Situation hätte sie Capotes Worte folgendermaßen paraphrasieren müssen: »If I'd find a place that makes me feel like a closed jewellery store in a side street on a miserably gray, lonely, dark and rainy London Sunday, I'll settle and declare a belonging.«

Das war jetzt wirklich nicht, wie sie sich fühlen wollte. Und es wäre sicherlich keine Verortung, die sie lange aushalten würde. (Wobei sie grundsätzlich relativ geübt darin war, Situationen sehr viel länger ertragen zu können, als es ihr gut tat). Nur sah sie dabei nicht so glamourös aus wie die Figur des Romans, die es immerhin schaffte, ihre traurige und armselige Situation mit Stil und Attitüde zu überspielen. Ja, auch sie belog sich selbst, aber sie tat das zumindest auf eine bezaubernd elegante Art und Weise.

Die Schönheit bei Tiffany's blieb der Romanfigur trotzdem stets unerreichbar. Es kam ihr auch nie wirklich in den Sinn, sie zu ergreifen. Ihre Hände waren ja damit beschäftigt ein Croissant zu halten. Die separierende Funktion des Fensters, das ihr gleichzeitig den Blick auf das Schöne ermöglichte und sie davon fernhielt, hatte sie, ohne darüber je nachzudenken, akzeptiert. Eine ästhetische Erfahrung – unantastbar, ungreifbar, außer Reichweite. Buchstäblich fantastisch. Fiktional. Ihre Träume lagen auf der anderen Seite dieses Fensters und die Protagonistin wusste genau, dass es sie nicht glücklich machen würde, sie zu besitzen. Die junge New Yorkerin verstand, dass der Besitz von etwas sofort zu einer Sehnsucht nach etwas anderem führte und den ursprünglichen Wert, den es für sie einmal gehabt hatte, dabei zerstört würde. Die Barriere zu akzeptieren, ersparte ihr die mögliche Enttäuschung einer repetitiven Sehnsucht. Auf ihrer Seite war sie sicher und konnte die ästhetische Empfindung eine ästhetische Empfindung sein lassen.

Es war ein Mann, der sie schließlich dazu brachte, sich von dem Fenster zu entfernen und durch die Tür zu gehen. Im Inneren musste sie einsehen, dass ihre Träume mit ihren wirklichen Werten doch nicht vollständig kompatibel waren. Überraschenderweise aber nicht, weil sie schlagartig ihren Wert verloren hatten (und sie nun neue Sehnsüchte hatte), sondern weil sie für sie von vornherein keinen erkennbaren Wert besessen hatten und sie sich auch nicht vorstellen konnte, dass sie das jemals tun würden. Ein Spieß aus Sterling Silber mit dem man die Wählscheibe des Telefons bedienen sollte, zum Beispiel, fühlte sich weder glamourös noch schön an, sondern irgendwie unnötig, übertrieben und befremdlich dekadent. Der Romanfigur war bei Tiffany bewusst geworden, dass sie bereits besaß, was sie brauchte. Sie hatte ein bedeutungsvolles Schmuckstück, das sie nur noch als solches erkennen musste. Der Ring, der als Werbegeschenk einer Kekspackung beigelegt war, wurde durch die Gravur zu einem unbezahlbaren Juwel. Alles, was sie dafür tun musste, war durch die Tür zu gehen und dem, was sie mitgebracht hatte, eine Art träumerisches Finish zu geben. Ihre Träume

mussten sich einfach nur in ihre Realität einschreiben bzw. eingravieren.

Die Kälte ließ sie aus ihren Gedanken in ihre eigene Realität zurückfinden und sie begann einzusehen, dass es überhaupt keinen Sinn hatte, sich noch eine Sekunde länger einzureden, dass ihr das Betrachten eines geschlossenen Ladens ein glamouröses Gefühl gab. Ihr war kalt, sie war erschöpft und wollte nichts mehr als sich einfach nur hinlegen und ausruhen. Das tat sie dann auch. In einer kleinen Seitenstraße in Islington hatte sie ihr Selbst wiedergefunden und das wollte jetzt in kein Restaurant mehr sondern einfach nur zu Hause bleiben und von keinem Kellner, keinem Barkeeper und keinem Taxifahrer mehr gefragt werden, was sie sich wünschte. Nur noch von ihm. Aber er tat das nicht. Also fragte sie schließlich ihn. Er hatte darauf keine Antwort und wollte schlafen.

Um kurz vor sieben, stieg er in den Wagen mit Fahrer, der ihn zu einem der Unternehmen brachte, die er zu beraten hatte. Sie wusste nicht, ob er ihn zwischendurch bei dem äthiopischen Kaffeladen anhalten ließ, in dem er an Wochenenden seinen flat white holte oder ob er sein gesamtes Frühstück in einer dieser Firmen einnahm. Sie wusste nur, dass er dort sehr viel Zeit verbrachte. Abends ging er auch ohne sie immer Essen. Das zahlte sein Kannibalenclub ebenso selbstverständlich, wie alle anderen alltäglichen Aufgaben, die er outgesourced hatte. Und auch das ganze Wochenende war er bei seiner Arbeit gewesen. Am meisten ärgerte sie daran, dass er sie in die Rolle einer Frau zwängte, die es störte, dass ihm seine Arbeit wichtig war, was so gar nicht ihrem Naturell entsprach. War doch die Verständigung auf einen Raum für eigene Entwicklung ein hochgeschätzter Rahmen, der das Gemeinsame überhaupt erst möglich machte. Sie wollte nicht diejenige sein, die ihn drängte. Immer wieder hatte er von seiner Sehnsucht nach Veränderung gesprochen. Von einer Auszeit. Vom Surfen in Südafrika. Von Venedig, Budapest und Südfrankreich. Und irgendwie war sie Teil dieser Projektion. Aber sie war nicht Kali. Sie hatte keine göttliche Kraft. Sie konnte ihn nicht befreien. Das musste er selbst machen.

Das Grau lag jetzt flächig über der Stadt. Es nivellierte die Skyline und versperrte die Sicht. Eine Ferne, eine Weite, ja nicht mal eine Höhe war zu erkennen. Ihr Kopf war durch eine Erkältung in einem ähnlich vernebelten Zustand. Stumpf und gedämpft blickte sie aus dem Zugfenster. Ihr Gefühl glich dem grauen Morgen. Sie wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Was in der Ferne lag. Ob etwas in der Ferne lag. Ob es ein Morgen geben würde. Gerade konnte sie nur die Wand des diffusen Graus sehen, das ihr die Weitsicht nahm und sie in die Vorschicht statt in die Voraussicht trieb. Der Zug hatte sie mittlerweile in die Vororte gebracht. Dass sich nur wenige Kilometer weiter das belebte Zentrum Londons befand, blieb unsichtbar. So ist das mit Nebel. Man weiß nie, wie nah man eigentlich an etwas dran ist. Gelegentlich ließ sich durch die eine oder andere Lücke der aufreißenden Wolken eine Silhouette erkennen. Hinweise darauf, was sich dahinter verbarg. Aber Klarheit sah anders aus.

Während die katholische Kirche wehräucherisch vernebelt, haben die Aufklärer erleuchtet. Doch wie ist das mit der Liebe? War Klarheit das, was sie wollte? Das Halbdunkel hatte doch sehr viel mehr Sex-Appeal als sauber ausgeleuchtete Laboratorien, in denen sich jede Kleinigkeit mikroskopisch genau betrachten ließ. Viel zu nah dran. Vielleicht war es auch ganz gut, bestimmte Dinge nicht zu sehen. Manches nicht zu wissen. Sollte man sich doch lieber nie befragen?

Was half schon die Ratio? Zu wissen, dass es ein Vakuum eigentlich gar nicht gab und überall mindestens klitzekleine Teilchen schwirrten, brachte ihr meist wenig, wenn sie die Leere fühlte. Und auch wenn der Nebel nur aus winzigen Wassermolekülen oder ähnlichen Kleinigkeiten bestand, wirkte er auf sie doch sehr mächtig und hatte eine Größe, über die sie sich nur schwer hinwegsetzen konnte.

Sie romantisierte, was sie sah zu einer sfumatischen Ferne. Ein Renaissance-Element. An sich ganz passend für einen sublimen Adam. Als sie mit ihm durch die National Gallery flanierte, war ihr der bläuliche Dunst, in dem sich alles auflöst, wieder eingefallen. Vasari und so. Vielleicht könnte man das als die ersten Tendenzen betrachten, die Zukunft zu vergegenwärtigen. Eine Perspektive, die ihre Sicht vom tatsächlichen Jetzt abwendet und auf die ferne Zukunft schießt, auch wenn vordergründig wie bei *Mona Lisa* der Augenblick präsent zu sein versucht. Wie auch immer es nun zu interpretieren war, musste sie sich eingestehen, dass das italienische sfumato, doch eher die südländische Abendsonne einer Sommernacht zeigte und nicht das Grau eines Londoner Morgens um 7 Uhr im März. Ein Bild ging ihr trotzdem nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatte es in der National Gallery zum ersten Mal im Original gesehen. Botticellis *Mars und Venus*.

Teilnahms-, reg-, ja nahezu bewusstlos liegt er da. Der Kopf in den Nacken gekippt, die Muskeln erschlafft. Die Augen verschlossen, die Gedanken vergossen. Ungereimtheiten. Aber keine Spannung. Sein Körper wie die übriggebliebene Hülle einer verschwundenen Vergangenheit. Restmüll. Ihr Blick erinnert sich noch, ihr Mund ist bereits ins Zweifeln geraten und in seiner Unentschlossenheit zwischen Lachen und Weinen schockartig eingefroren. Die Göttin der Liebe – höchstpersönlich – irritiert.

Michelangelos Adam hatte sich an diesem Wochenende in Botticellis Mars verwandelt und Erhabenheit war jetzt nur noch auf der Hochprägung seiner Kreditkarte zu finden. Und sie? Gefiel sich als verführerische Eva auch sehr viel besser wie als verwirrte Venus. Vor allem aber war sie enttäuscht.

Nachts war es immer noch kalt. Die Sonne des Tages, die vortäuschte es sei Frühling verführte dazu, dass sie je später es wurde, plötzlich ungeschützt zu frieren begann und sich, dann der Kälte ausgesetzt, durch die dunklen und nun auch wieder leeren Straßen bewegte. Sehlichst suchte sie nach ein bisschen Wärme, die dieser Tage nur in schummrigen Bars zu finden war. Die traurige Musik erinnerte sie an ihren ersten Besuch in London und an das Frühstück in dem Bagelshop mit dem Plattenladen. Plötzlich fiel ihr wieder ein was »astray« bedeutete. Verloren gehen, auf Abwege kommen, sich verirren, auf die falsche Bahn geraten, davongelaufen sein, abhandengekommen sein, verirrt, irr-geleitet. So was eben.

And times move so fast, and now there does not seem to be any / And once it felt that there was more than plenty / I do believe that something somewhere sent me / To you, astray, and the bald raging flame of your heart is making me stay.

And I admit, that I have spent some time in confusion / Not knowing what is or is not illusion Riddled with myself and destruction / Astray, and the bald raging flame of your heart is making me stay.

And flux, we move, crawl across the sky like the weather / To think that she once thought that I was clever / But I was do or die not now or never / Astray, still the bald raging flame of your heart is making me stay.

Sie war fasziniert davon, welch berührende Kraft Musik hatte. Wie sie mit ein paar Akkorden und drei Absätzen Text die ganze Entwicklung einer Liebesgeschichte nachfühlbar machen konnte. Und wie sie eine fast therapeutische Wirkung hatte. Wie sie half. In Zeiten emotionaler Überforderung hatte sie sich oft Kunst oder Musik zugewendet. Weil es half. Es gab dem Schmerz eine erlebbare Form und ihr das Gefühl, nicht alleine zu sein, mit dem, was so schwer zu greifen oder in Worte zu fassen war.

Ähnlich ging es ihr in der Oper. Dort war es allerdings genau anders herum. Während in Popsongs ganze Liebesgeschichten in einen dreiminütigen Song durchlebt werden konnten, waren in der Oper winzigste Handlungen abendfüllend. Viele Popsongs zeigten, wie schnell sich doch alles verändern konnte und holten sie in diesem Schockzustand ab, den sie ungläubig auf repeat wiederholt erleben konnte. Die Erzählgeschwindigkeit der Oper inszenierte hingegen den unendlich scheinenden Schmerz jedes einzelnen Gedankens und passte sehr zu ihrer Wahrnehmung.

In der Oper ist alles dramatisch. Es gibt kein einfaches Kommen und Gehen. *Er kommt*, sieht in der Oper folgendermaßen aus. Eine Solistin singt ca. sieben Minuten: »Ich hab da so ein Gefühl. Ich glaub da kommt gleich einer. Ich kenn ihn zwar noch nicht. Ich kann ihn aber schon spüren. Er soll mein Retter sein.« Ein anderer Solist antwortet ca. vier Minuten darauf: »Ich glaub du spinnst. Du bist wohl verrückt geworden. Komm mal klar.« Dann Chor: »Sie spinnt. Sie spinnt.« Solist zwei: »So, jetzt machen wir hier mal weiter.« Chormitglied mit kleinem Solistenpart: »Was ist denn das da?« Anderes Chormitglied mit kleinem Solistenpart: »Ich glaub ich seh da Einen« Chor: »Da kommt er. Da kommt er.« Solist, der den Retter singt ebenfalls ca. sieben Minuten: »Hier bin ich. Weit war meine Reise. Hier bin ich. Endlich bin ich da.« Chor: »Hier ist er. Hier ist er.« Die Solistin: »Du bist da. Lang war meine Sehnsucht. Du bist da. Endlich bist du da.«

Das war jetzt nicht die Oper, die sie meinte. Aber ein Beispiel. Profane Ereignisse bekamen dort jedenfalls in tragischer Breite einen Raum, den sie im alltäglichen Dasein vielleicht auch gelegentlich einnahmen, es aber im sogenannten wahren Leben unpassend schien und ihr vor allem vor ihr selbst peinlich war, dass sie beispielsweise drei Tage ununterbrochen darüber nachgedacht hatte, was sie ihm nun in eine SMS schreiben sollte. Tatjanas Briefszene in Tschaikowskis (feat. Puschkin) Eugen Onegin half da. Sie betrachtete ein Morgenstern Gedicht, das er ihr schon vor einer ganzen Weile geschickt hatte, als die Antwort, die sie nie bekam. »er gehört zu jenen Käuzen, die oft unvermittelt-nackt, Ehrfurcht vor dem Schönen packt.«

Wenig später saß sie wieder einmal in einem dieser ICEs. Nicht immer waren die Erzählungen der Mitreisenden störend, sondern manchmal sogar eine willkommene Ablenkung von eigenen Gedanken, die kurz davor waren, die Verbindung zur realen Welt zu verlieren. Da konnte so ein Zuggespräch ganz heilsam sein. Als sie durch Wolfsburg fuhr, erinnerte sie sich an eine wundervolle Rentnerin. Sie war 88 Jahre alt und auf dem Weg nach Berlin. Der Stadt, in der sie geboren wurde und die sie seit 1943 nicht mehr gesehen hatte. Der Zug, der sie direkt nach Berlin bringen sollte und für den sie einen Sitzplatz reserviert hatte, musste in Wolfsburg ausgewechselt werden. Die Dame hatte sie etwas verloren angesprochen, weil sie die vielen Menschen im Bahnsteigtrubel und die undeutlichen Durchsagen verwirrt hatten. Nachdem sie auch nach Berlin musste, sagte sie ihr, sie solle einfach bei ihr bleiben, sie würde sie mit in den richtigen Zug nehmen. Eigentlich wollte sie gerne Schwarzfahren, was bis Wolfsburg bereits wunderbar funktioniert hatte, verzichtete dann aber auf ihr Vorhaben und stellte sich darauf ein, ein Ticket nachlösen zu müssen. Ein bereits völlig überfüllter Zug fuhr ein, die Reservierung der Dame war natürlich nichtig und sie entschied sich dafür, sie in der ersten Klasse zu platzieren. Die Dame bestand darauf, dass sie bei ihr blieb. Also tat sie das. Der Schaffner wies die Dame darauf hin, dass sie sich nicht in der richtigen Klasse befand. Sie hatte ihr versprochen das zu regeln, also tat sie das und machte dem Schaffner klar, dass das wohl das mindeste sei, was die Bahn einer 88-jährigen an dieser Stelle anbieten müsse. »Und Sie?« sagte er. Dann baute sich die alte Dame auf. »Diese Frau bleibt bei mir!« Die Rentnerin verteidigte ihre Anwesenheit so vehement und eindrucksvoll, dass dem Schaffner nichts anderes übrig blieb, als das zu akzeptieren. Er war derart verschüchtert, dass er sich noch nicht einmal mehr traute, ihren Fahrschein zu kontrollieren. Dank der alten Dame, funktionierte ihr Schwarzfahrplan überraschenderweise doch.

Die Dame erzählte von ihrer Berliner Kindheit in den dreißiger Jahren und dem Leben mit ihrem verstorbenen Mann, den sie sehr geliebt hatte. Es war schön. Einen neuen Mann wolle sie nicht. Schwierig wäre das nicht. In ihrem Alter würden sich die Männer nur so um sie reißen. Sie sei nie so umworben worden, wie im Rentenalter. »Aber ich bin doch nicht verrückt«, sagte sie »ich will doch nicht die Zeit, die mir noch bleibt, damit verbringen die Socken eines senilen Manns zu waschen, der nichts mehr mit sich anzufangen weiß, nur weil seine Partnerin verstorben ist. Ich will noch was erleben.«

Auch dieses Mal traf sie eine Frau, die sie beeindrucken sollte. Aus Braunschweig. Es war Zufall, dass sie gerade aus Braunschweig kam. Dieser Stadt, die in punkto Durchschnittlichkeit kaum zu überbieten war. Sie war nicht hässlich genug, um sie so zu bezeichnen, gab aber auch nicht genügend Besonderes her, um ihr irgendetwas anderes zuzuschreiben. Braunschweig entzog sich durch Belanglosigkeit jeglicher Kritik, was Grund genug für sie gewesen war, diese Stadt zu hassen.

Die Braunschweigerin hasste Braunschweig nicht und wirkte zufrieden. Nicht übermäßig glücklich, aber alles andere als verbittert oder frustriert. Es war angenehm, sich mit ihr zu unterhalten. Sie war geschieden und gerade auf dem Weg zu einer Spezialistin auf dem Gebiet der Lymphdrüsenirgendwas, einer seltenen Krankheit, die ihre Tochter von Geburt an mit einer gravierenden Behinderung versehen hatte. Die Braunschweigerin war sehr froh gewesen, diese Ärztin zu finden – damals mit 23 Jahren – sei sie völlig überfordert gewesen mit diesen großen Händen und Füßen, den Gigantenextremitäten, die Folge der Erkrankung waren. Einmal im Jahr fuhren sie nach Freiburg zur Kontrolle. Einen Sohn hatte sie auch noch.

Die Braunschweigerin hatte also zwei erwachsene Kinder, von denen eines noch zu Hause wohnte, weil es behindert war und ein weiteres, weil ihm das Hotel Mama besser gefiel als ein Studentenwohnheim und die Braunschweigerin es trotz dessen, dass sie ihn wirklich lieber in seinen eigenen vier Wänden gesehen hätte, es nicht übers Herz brachte, ihren Sohn zum Ausziehen zu bewegen. Ihr Leben lang hatte sie hart gearbeitet in einem Geringverdienerjob und aufopferungsvoll jeden Tag für ihre Kinder gekocht. Mittlerweile hatte sie wieder einen Lebensgefährten, den sie – der Kinder wegen – nur am Wochenende sah.

Ihr bescheidener Traum war es, mit ihrem Lebensgefährten zusammen zu leben. Sie traute sich kaum das in Anwesenheit ihrer 28-jährigen Tochter auszusprechen. Stattdessen sprach sie von einem Riss in ihrer Hauptschlagader, der ihr fast das Leben gekostet hatte. Mit Sehstörungen und Schwindel sei sie zum Arzt gegangen, der zunächst einen Migräneanfall diagnostizierte. Als sich nichts besserte, ging sie ein weiteres Mal zum Arzt. Ihr war nicht wohl dabei, drei Tage später die langersehnte Reise anzutreten, auf die sie so lange gespart hatte. Ein MRT ruinierte den Reiseplan und rettete ihr das Leben. Glücklicherweise wurde nach der Operation dem Reha-Antrag zugestimmt, sonst wäre sie direkt berentet worden. Die Braunschweigerin wollte aber unbedingt weiterarbeiten. Mit einer schrittweisen Reintegration, kehrte sie also in ihr Arbeitsleben zurück. Da war sie nun. Saß vor ihr. Keine Spur von Frust, Wut oder Enttäuschung. Ein lebensfroher Mensch. Ihr ganz normales Leben. In Freiburg stieg die Braunschweigerin aus.

Wenige Minuten später war sie wieder einmal in Basel. Diesmal musste sie direkt weiter. Sobald sie in den anderen Zug gestiegen war, fiel ihr auf, dass es sich plötzlich um ganz andere Reisende handelte. Die Schuhe waren aus geputztem braunem Leder. Gut gekleidete Männer studierten Magazine über teure Uhren. Eine französische Familie suchte zusammenhängende Sitzplätze und ein paar wohlbetuchte Engländer verstauten ihre Skier in der Gepäckablage, die bereits mit allerlei Gerät von Wintersportaffinen jüngerer Alters befüllt war. Hatte sich ihre Wahrnehmung verändert? Weil sie in einem anderen Land war? Und lag Leid und Elend auch im Auge des Betrachters?

Wieso dachte sie eigentlich immer, sie müsse etwas Großartiges machen, etwas anderes als das normale Leben? Eigentlich konnte sie sich doch glücklich schätzen. Allegro ma non troppo. Schuberts Streichquintett in C-Dur passte zu dem dichten Weiß, das der Hochnebel von sich zeigte. Es gab kein Oben und kein Unten mehr. Keine Ferne. Keine Weite. Nur noch sie in diesem Bus, der langsam in die Höhe schwebte. Sie war angekommen. In einem Leerraum. Im Nichts. Große weiße Flocken zeichneten kurze Bewegungsfelder in den undurchsichtigen Dunst. Die Luft war frisch und sie saugte die Kälte in tiefen Zügen hungrig in sich hinein und konnte wenig später das erste Mal seit Langem richtig gut schlafen.

Morgens: das Allalinhorn. Die Sonne. Der Neuschnee hatte die Berge in ein strahlendes, ebenmäßiges Weiß gehüllt, durch das an einigen Stellen der Gletscher in kühlem Blau glitzerte wie ein angeleckter Lutschbonbon. Im Gegensatz zu den Romantikern empfand sie beim Anblick gigantischer Natur keine Ehrfurcht oder gar die eigene Marginalität. Nein, sie fühlte sich in dieser Erhabenheit zu Hause und spürte, wie eine innere Kraft sie zu stärken begann. Sie liebte das Geräusch der schnellen Bewegung ihrer Skier durch den Neuschnee. Sie hatte sich gerade daran gewöhnt und war soeben ganz oben auf dem Gletscher angekommen, als der Wind plötzlich den losen Schnee in gewaltigen Formationen durch die Lüfte jagte und in ihr Gesicht drosch. Hochnebel breitete sich aus und wenige Sekunden später war gar nichts mehr zu sehen. Selbst ihr eigener Körper hatte sich in dem dichten Dunst aufgelöst. Sie, allein im weißen Rauschen. Das Einzige, was ihr in dieser jetzt wilden Natur Orientierung geben konnte, war ihr Gefühl. Sie musste ihrem Gespür, ja letztlich sich selbst blind vertrauen. Harten, eisigen Stellen begegnete sie kraftvoll, kämpfte nicht, sondern blieb in einer stetigen, kurzschwüngen Choreografie. Wenn sie erschöpft war, machte sie Halt, sammelte ihre Kräfte und fuhr weiter. Durch weichen Schnee ließ sie sich in kurvender Leichtigkeit gleiten. Entspannt und aufmerksam, damit sie schnell auf Veränderungen reagieren konnte. Sie und der Berg. Es war aufregend und sie war endlich wieder glücklich.

Winterstürme wichen dem Wonnemond. Kein Whitewashing mehr. Es war vorbei. Und wieder kurz vor Sommer.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2015
Leonie Hesse

info@fastwoanders.de

LEONIE HESSE, geboren 1987, studierte Kunst- und Medienwissenschaften und Freie Kunst in Braunschweig, Toulouse, Berlin und Ramallah. Sie lebt in Berlin, fühlt sich in der Welt zuhause und zu Hause gerne weltfremd. Ihr Text 'fast woanders' ist Teil ihres Abschlussprojekts an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee.

